1,60 DM / Band 178
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Der grüne Dschinn

Belgien F 30 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 30 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,75 i.m. / Spanien P 70



Der grüne Dschinn

John Sinclair Nr. 178

von Jason Dark

erschienen am 01.12.1981

Titelbild von José Perez Montero

Sinclair Crew

Der grüne Dschinn

Ich hatte seine warnende Stimme noch im Ohr. »Du mußt ihn töten, Oberinspektor. Sonst passiert ein Unglück.«

»Wen muß ich vernichten?« Automatisch hatte ich das Band eingeschaltet, das unser Gespräch aufnahm.

»Ihn. Er wird kommen.« Der Sprecher redete in einem sehr harten Dialekt. Auf jeden Fall war er kein Mann von der Insel.

»Wer wird kommen?« Langsam wurde ich ungeduldig.

»Der grüne Dschinn!«

Ich dachte nach. Ein Dschinn, das war ein Geist. Wenigstens sprach man so im Orient. Da wurden die Geister als Dschinns bezeichnet. Und nun sollte ich es mit so einem Dschinn zu tun bekommen, falls der Anrufer recht hatte.

»Bist du noch dran, Oberinspektor?«
»Ja, natürlich.«
»Hast du mich verstanden? Der grüne Dschinn.«
»Klar, mein unbekannter Freund, ich habe verstanden. Aber ich hätte gern mehr gewußt.«
»Das sage ich dir später.«
»Und wann?«
»Komm in Kemal's Kaffeehaus, du findest es in Soho. Setze dich dort an einen Tisch und warte. Aber laß dir nichts anmerken. Seine Spione sind überall, und der Grüne ist sehr gefährlich, Oberinspektor. Hast du verstanden?«
»Klar. Wann soll ich kommen?«
»Sofort. Aber warte.« Damit hatte er aufgelegt.
Es war kurz vor Feierabend gewesen, als mich der Anruf erreichte.
Glenda Perkins, meine Sekretärin, war mit irgendwelchen Akten unterwegs, und so legte ich ihr einen Zettel hin. Allerdings sagte ich Suko vorher Bescheid. Er sah das ganze als Falle an, ich eigentlich auch, aber hingehen wollte ich trotzdem. Diesen Begriff »grüner Dschinn« saugte sich meiner Ansicht nach niemand aus den Fingern.
Der Anrufer hatte verlangt, daß ich allein kam. Ich würde mich daran halten und mich allein in das Kaffeehaus setzen. Suko sollte draußen warten und mir Rückendeckung geben.
Seit einer geschlagenen halben Stunde hockte ich nun in dieser Miefbude. Ein anderer Vergleich fiel mir für dieses Lokal wirklich nicht ein.
Es war nicht nur proppenvoll, sondern auch so mit Rauch und Qualm gefüllt, daß ich die Gäste nur schemenhaft erkennen konnte. Und sie mich auch. Vielleicht war das gut so, denn hier verkehrten nur Türken.
Ich kam mir wirklich vor wie ein Äquator-Neger am Nordpol. Die Umgebung war völlig fremd für mich, orientalisch eben, obwohl nur ein paar Schritte weiter sich der Touristenstrom durch die engen Straßen von Soho schob.
Die Tische waren sehr klein und quadratisch. Sie paßten gut zu den Stühlen mit den schmalen Sitzflächen. Jeder freie Platz in dem Lokal war ausgenutzt worden. In Sitzhöhe waren Bänke an die Wände genagelt worden, damit noch mehr Gäste Platz hatten.
Hier rauchten alle. Wenn es nicht die Wasserpfeife war, dann Zigaretten, deren Tabake selbstverständlich aus dem Orient stammten und dementsprechend rochen. Jeder redete hier mit jedem. Das Stimmengewirr war wirklich sagenhaft, und ich fragte mich, ob der eine seinen Nachbarn überhaupt verstand.
Das alles hätte ich mir noch gefallen lassen, wenn nicht zu allem Überfluß noch die Musik hinzugekommen wäre. Die wirkte auf mein

Trommelfell wie eine Säge. Wenn ich hier wieder raus kam, war ich sicherlich gehörgeschädigt.

Mit Vorurteilen hatte das nichts zu tun, aber türkische Musik ist wohl nur für die wenigsten europäischen Ohren bestimmt. Zudem gefiel mir mein Platz nicht. Wenn ich schon in solche Lokale ging, dann setzte ich mich gern mit dem Rücken zur Wand und in die Nähe der Tür. Das war hier nicht zu machen gewesen. Ich mußte ganz durch und konnte links der Theke Platz nehmen, wo ein freier Tisch mit zwei Stühlen davor gestanden hatte. Als hätte man ihn bewußt für mich freigehalten. Hinter mir befand sich ein Vorhang. Er hing von der Decke herab, stank nach Gewürzen, Rauch und Kaffee und verwehrte mir den Blick auf das, was jenseits des Vorhangs lag.

Dafür befand sich ein Ventilator an der Decke. Er drehte sich nur müde und war beklebt mit Fliegendreck, denn man hatte die drei Flügel mit irgendeinem Zeug beschmiert, das die Fliegen anzog, sie dann jedoch nicht mehr wegließ. Jetzt waren die Flügel schwarz.

Ich hatte Mokka bestellt und die Tasse geleert. Eine Zigarette rauchte ich nicht. Was ich von den anderen mitrauchen mußte, das reichte mir.

Hin und wieder wurde die Tür geöffnet. Zwischen ihr und dem Lokal befand sich ein Vorhang. Wenn ich ihn auch noch zur Seite schob, drang frische Luft in das Kaffeehaus und quirlte einen geringen Teil des Rauches durcheinander, so daß ich für wenige Sekunden die ansonsten vernebelten Gesichter der Gäste erkennen konnte.

Als ein Schatten über meinen Tisch fiel, schaute ich auf. Ich rechnete damit, den unbekannten Anrufer zu Gesicht zu bekommen, sah mich allerdings getäuscht, denn nur der Wirt stand neben mir.

Er war ein Bär von Mann. Eine spiegelblanke Glatze und ein buschiger Schnäuzer waren seine Markenzeichen. Er trug ein weißes Hemd und eine schwarze Hose. Unter dem Stoff sah ich das Spiel seiner Muskeln.

Ich war sicher, daß er mal als Ringer sein Brot verdient hatte.

Ein Zeigefinger mit Trauerrand unter dem Nagel deutete auf meine leere kleine Tasse. »Noch einen Mokka?«

Viel Auswahl blieb mir nicht. Ich konnte zwischen Tee und Kaffee wählen.

»Ja, bringen Sie noch einen.«

»Gut.« Der Wirt verzog sich. Er und ein jüngerer Mann bedienten auch. Frauen sah ich hier nicht. Sie gehörten nach türkischen Maßstäben gerechnet an den Herd, nicht ins Kaffeehaus.

Der Mokka kam. Zwischen seiner schwarzen Oberfläche und dem Tassenrand bewegte sich der Dampf. Der Wirt hielt die Hand auf, und ich zahlte. Er traute mir wohl nicht.

»Dauert es noch lange?« fragte er.

Der Stimme nach hätte er sogar der Anrufer sein können, aber die klangen sowieso alle gleich.

»Wie meinen Sie?«

»Sie warten doch auf wen.«

»Ja.«

»Wer ist es?«

»Keine Ahnung, Meister. Den Namen hat er mir nicht genannt.«

Ich hatte den Wirt bei diesem Dialog angeschaut und glaubte, ein wissendes Grinsen um seine Unterlippe streichen zu sehen. Die Oberlippe war leider nicht zu erkennen, weil sie von dem buschigen Schnäuzer verdeckt wurde.

Ich machte keep smiling. »Dann werde ich eben noch warten, Meister.«

»Es gefällt Ihnen bei uns, nicht?«

Ich nippte an dem Mokka, um mir die Antwort überlegen zu können.

»Ja, ganz nett, nur die Musik…«

Der Wirt breitete die Arme aus. »Was wollen Sie? Wir sind nicht in der Oper.«

»Da wird auch nicht so geraucht.«

Der Wirt lachte, weil er meine Antwort für einen Witz hielt, dann zog er sich zurück.

Ich schielte auf den Mokka. Das Zeug war heiß und süß. Mich wunderte es eigentlich, daß der Löffel nicht darin stand, denn stark war es dazu.

Was man bestellt hat, soll man nach Möglichkeit auch austrinken. Ich griff zu einem Trick und stellte mir vor, daß es Whisky war, was ich zu mir nahm.

Das war natürlich schwer. Ich nahm einen Schluck, setzte die Tasse langsam ab und hörte das Sirren.

Da war es schon zu spät. Dem mörderischen Ruck um meinen Hals hatte ich nichts entgegenzusetzen. Mitsamt dem Stuhl kippte ich um und schlug hart zu Boden. Zum Glück lag hier ein Teppich, der meinen Aufprall dämpfte.

Dann ging alles blitzschnell. Sogar so rasch, daß ich keine Zeit hatte, zu reagieren.

Von einer Sekunde zur anderen sperrte man mir die Luft. Und dann zog dieser heimtückische Widerling in meinem Rücken an dieser verdammten Schlinge. Wenn ich mich mit den Füßen dagegenstemmte, würde er mich erdrosseln, so gab ich nach, bog meinen Rücken noch durch und bewegte beide Füße in die Richtung, in die ich auch gezogen wurde.

Genau auf den Vorhang zu.

Den Spalt hatte ich vorhin nicht gesehen, jetzt wurde ich hindurchgezogen. Ein letzter Blick war mir noch auf das Lokal

gestattet.

Verschwommen schimmerten die Gesichter der Gäste in dem mit Rauch und Qualm geschwängerten Laden. Sie alle mußten mich sehen, niemand machte Anstalten, sich von seinem Platz zu erheben und mir zu Hilfe zu eilen.

Ich würgte und krächzte. Mir wurde gleichzeitig schlecht, zudem litt ich unter der Luftknappheit.

Man hatte mir also doch eine Falle gestellt, und ich war wie ein Anfänger hineingetappt.

Sie zogen mich in einen Gang. Er war nur spärlich beleuchtet. Links befand sich sofort eine Tür. Dort gingen wir jedoch nicht hin, sondern wandten uns nach rechts, wo der Gang weiterführte.

Wir - das waren drei Männer. Einer hielt die Kordel fest, von ihm sah ich nichts. Dafür von den anderen beiden. Sie schritten zu beiden Seiten neben mir her, trugen lange Gewänder, die bis zu den Knöcheln reichten, wobei sie in ihrer rötlichen braunen Farbe Ähnlichkeit mit Mönchskutten aufwiesen. Ihre Gesichter waren kaum zu erkennen, weil die Kapuzen weit bis in die Stirnen fielen, zudem war mein Blickfeld bereits getrübt. Trotzdem erkannte ich, daß sie seltsame Gegenstände in den Händen hielten. Lange Holzstangen, an deren Ende sich goldene Kugeln befanden. Aus den Kugeln wuchs jeweils eine goldene Spitze, wobei ich nicht wußte, was das zu bedeuten hatte.

Trotz dieser Bewachung wollte ich mich nicht fertigmachen lassen.

Unter meinem Jackett steckte die Beretta. Während ich stark unter dem Luftmangel litt, verschwand meine Hand dorthin, wo sich die Beretta befand.

Im nächsten Augenblick schrie ich auf. Meine Bewacher hatten die Spitzen ihrer seltsamen Lanzen auf meine Oberschenkel gedrückt, und ich spürte, wie weh es tat.

Augenblicklich zog ich die Hand zurück.

Die beiden Männer hoben die Lanzen wieder an. Wir hatten inzwischen unser Ziel erreicht. Es war eine Tür, die auf der rechten Seite lag.

Derjenige, der das Seil festhielt, öffnete sie auch. Ein düsterer Raum lag dahinter. Völlig dunkel, ohne Fenster.

Der Druck um meinen Hals verschwand, dafür griffen Hände in meine Haare und zerrten mich hoch. Ich biß die Zähne zusammen, um nicht zu schreien.

Dem Tritt ins Kreuz hatte ich nichts entgegenzusetzen. Ich flog in den dunklen Raum hinein und hörte noch, wie die Tür zugeknallt wurde, dann krachte ich gegen die Wand.

Zum Glück hatte ich die Arme dabei vorgestreckt, so daß ich den Aufprall lindern konnte.

Ich ging erst einmal in die Knie und ruhte mich aus. Verflucht, diese Hundesöhne hatten mir eine gefährliche Falle gestellt. An diesem grünen Dschinn schien doch etwas dran zu sein, kein Märchen oder eine Fabel aus Tausendundeiner Nacht. Getötet hatte man mich noch nicht, weil man mit mir etwas vorhatte.

Aber was?

Es war müßig, sich darüber Gedanken zu machen, zunächst einmal wollte ich mein Gefängnis durchleuchten, um zu sehen, wo ich mich überhaupt befand.

Meine Bleistiftlampe trug ich bei mir. Die rechte Hand steckte bereits in der Tasche, als sich der Raum langsam erhellte. Allerdings nicht durch irgendeine Lampe, sondern auf eine seltsame Art und Weise. Die vier Wände begannen zu leuchten. Nicht, wie ich es schon bei indirekten Lichtphänomenen erlebt hatte, sondern auf eine völlig andere Art und Weise.

Gesichter erschienen.

Genau vier an der Zahl.

Jede Wand zeigte das gleiche Gesicht, von dem ein grünes Leuchten ausging, das den Raum so weit erhellte, um sehen zu können.

Viermal das gleiche Gesicht!

Obwohl ich es noch nie gesehen hatte, wußte ich Bescheid. Dieses Gesicht gehörte dem grünen Dschinn.

Ich hatte schon Fratzen gesehen, die schlimmer aussahen. Dieses Gesicht war groß, größer als das eines Menschen. Es hatte ein etwas affenartiges Aussehen, und durch die grünen Falten in der Haut liefen rote Streifen. Der Mund stand offen, die Unterlippe - sie wirkte wie Leder - war nach vorn geschoben.

Mein Informant hatte nicht gelogen. Es gab den grünen Dschinn tatsächlich.

Nur was würde er tun? Weshalb hatte man mich in diese Kammer gelockt? Ich drehte mich um und schaute jetzt auf die Tür. Auch dort schimmerte das Gesicht, nahm fast die gesamte Breite ein.

Und dann sah ich ihn.

Ein Mann lag auf dem Boden, von mir aus gesehen links von der Tür.

Seine Haltung war zu verkrümmt, um normal zu sein. Er hatte dunkles Haar, und als ich ihn auf den Rücken drehte, zuckte ich zurück.

In seinem Hals steckte ein goldener Halbmond!

***

Der erste Mord in diesem Fall. Für mich gab es keinen Zweifel, daß dieser Mann umgebracht worden war. Von selbst hatte er sich den Halbmond bestimmt nicht in den Hals gedrückt.

Als ich in sein Gesicht schaute, sah ich die Angst auf den Zügen. In

den letzten Sekunden seines Lebens mußte er unsagbar gelitten haben.

War er der Mann, der mich hatte treffen wollen? Ich war fast davon überzeugt, denn welchen Grund sollten unsere Gegner und davon mußte man ja jetzt ausgehen gehabt haben, den Mann umzubringen.

Er trug normale Straßenkleidung, und ich faßte in seine Tasche. Eine Waffe hatte er nicht bei sich, dafür aber eine Brieftasche, in der auch Papiere steckten.

Ich schaute sie durch. Der grüne Schein erlaubte es kaum, die Buchstaben zu lesen, doch ich trug meine Bleistiftleuchte bei mir und leuchtete die Dokumente an.

Sie waren sehr aufschlußreich, denn ich entnahm ihnen, daß der Tote zur Botschaft seines Landes gehörte. Wahrscheinlich sogar war er ein Agent gewesen und dieser Bande des Dschinns auf der Spur, bis man ihn gekillt hatte.

Mit einem goldenen Halbmond!

So schrecklich das Bild auch war, ich schaute mir den Hals des Mannes noch einmal an. Der Halbmond besaß dieselbe Farbe wie die Kugeln, die auf den Lanzen steckten. Gehörten diese Dinge vielleicht zusammen?

Ich fragte mich, weshalb sie den Toten noch nicht weggeschafft hatten? Sie ließen mich bewußt mit ihm allein. Wollten sie mir vielleicht Angst machen?

Bis jetzt verspürte ich noch keine, dafür ein ungutes Gefühl, wenn ich ehrlich war.

Und dann kam mir die Idee mit dem Kreuz. Wahrscheinlich würde ich nichts erreichen, aber man konnte es trotzdem wagen. Die Gesichter kamen mir vor, als wären sie um das Doppelte gewachsen. Der Mund stand halboffen, dieser Dschinn sah aus, als würde er jeden Moment zubeißen.

Er sollte sich den Appetit verderben, denn ich nahm das Kreuz und preßte es gegen das Gesicht.

Keine Reaktion.

Ich hatte auch nicht damit gerechnet und war gar nicht enttäuscht.

Kreuz und Dschinn entstammten zwei verschiedenen Religionen, obwohl das Böse an sich ja unteilbar ist. Ob man das nun aus christlicher, mohammedanischer oder buddhistischer Sicht betrachtete.

Meines Erachtens mußte das Kreuz auch bei diesen Religionen und Mythen reagieren. Daß es dies nicht tat, war für mich ein Phänomen, das ich näher untersuchen wollte, falls man mir die Zeit dazu ließ.

Der Versuch mit dem Kreuz war also fehlgeschlagen.

Sicherheitshalber ließ ich das Kruzifix vor meiner Brust hängen. Man konnte ja nie wissen, was noch kam.

Und so wartete ich ab.

Es ist nicht gerade angenehm, sich die Wartezeit mit einem Toten zu teilen, mir ließ man keine andere Wahl. Ich mußte so lange in diesem Gefängnis hocken bleiben, bis man mich ab- oder herausholte.

Die Waffen hatte man mir gelassen. Zudem hielt ich noch einen Trumpf in der Hinterhand.

Der hieß Suko.

Auf den Chinesen setzte ich meine Hoffnungen. Wenn ich zu lange ausblieb, würde er nachschauen und den Türken sicherlich einige unangenehme Fragen stellen. Dabei dachte ich auch an die Übermacht.

Suko war zwar ein Baum von einem Kerl, und er besaß auch die dementsprechenden Kräfte, nur gegen 20 Gegner oder noch mehr würde auch er nicht ankommen. Ich war mir sicher, daß die Gäste im Kaffeehaus alle unter einer Decke steckten. Zumindest hatten sie Angst.

Dieser Treffpunkt schien mir eine Art Zentrale für diese geheimnisvolle Sekte zu sein.

Gab es denn keinen Ausweg?

Abermals schaute ich mich im Raum um. Mein Blick glitt auch in die Höhe. Vorhin hatte ich die Decke natürlich auch gesehen, aber jetzt war sie besser zu erkennen.

Wieso?

Der Grund wurde mir schnell klar, und plötzlich klopfte auch mein Herz schneller.

Ich war in einem Gefängnis mit beweglicher Decke gelandet. Das Ding da oben stand nicht mehr still und kam langsam aber sicher auf mich zu.

Tief atmete ich ein.

Jetzt wurde es wirklich gefährlich. Eigentlich war es nur eine Frage der Zeit, wann mich die verfluchte Decke zerquetschen würde.

Gab es einen Ausweg?

Abermals glitt mein Blick durch den Raum. Die Wände waren glatt. Da stand keine Kante vor, keine Ecke, da existierte kein Vorsprung, der die Decke aufhalten konnte.

Und die Tür?

Als ich mich umdrehte und sie anschaute, fiel mir auf, daß sie weder eine Klinke noch einen Knauf besaß. Sie war völlig glatt und nur von außen zu öffnen.

Das paßte mir nicht.

Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und streckte beide Arme hoch.

Die Decke war bereits so tief gesunken, daß ich meine Handflächen dagegen pressen konnte. Dabei spürte ich das leichte Vibrieren, das sich durch meine Arme fortpflanzte und dabei auch den gesamten Körper erfaßte.

Herkules hätte es vielleicht geschafft, die sich langsam senkende Decke aufzuhalten, ich war zu schwach. Meine Arme wurden weiter eingedrückt, und es hatte keinen Zweck, hier noch lange zu stehen, ich mußte mich mit meinem Schicksal abfinden.

Diese Situation war mir nicht neu. Zwangsläufig dachte ich an unser Abenteuer in Hongkong, wo wir gegen den Gelben Satan gekämpft hatten. Dort waren Suko und ich ebenfalls in ein Verlies gesteckt worden, bei dem die Wände sich bewegten und uns zerquetschen wollten.[1]

Wir waren damals entkommen, weil Suko, glaube ich, eine Eisenstange quergestellt hatte.

Hier hatte ich nichts, womit ich die sich langsam senkende Decke aufhalten konnte.

Da berührte sie meinen Kopf.

Zuerst nur das leise Streicheln an den Haaren, dann spürte ich den Druck.

Mir wurde noch flauer.

Hinstellen konnte ich mich nun nicht mehr, bücken wollte ich mich auch nicht, so setzte ich mich kurzerhand auf den Boden.

Ausruhen bis zum Tod…dieser perverse Gedanke quälte mich.

Und die Decke senkte sich weiter.

Sehr langsam, aber für mich doch zu schnell. Es war wirklich eine verdammte Sache, immer weiter, immer tiefer, und meine Angst steigerte sich.

Ich spürte ein Kratzen im Hals, der tödliche Mechanismus der sich senkenden Decke befand sich außer meiner Sichtweite, so daß ich ihn nicht abstellen konnte.

Es war eine teuflische und erbarmungslose Methode, Zeugen so verschwinden zu lassen.

Ich konnte mir ausrechnen, was von mir übrigblieb, nämlich nichts.

Wie hoch war sie noch?

Ich legte den Kopf in den Nacken. Es sah böse aus, fast konnte ich sie mit den ausgestreckten Armen erreichen, auch wenn ich hier sitzenblieb.

Verdammt, wo blieb denn Suko? Er mußte doch etwas gemerkt haben, der alte Knabe.

Ich schwitzte. Das kam nicht nur von der Wärme, sondern zumeist von der Angst, die sich wie ein schleichendes Gift in meinen Körper gesetzt hatte und seine Dosis immer weiter verstärkte. Unaufhörlich näherte sich der Tod.

Ein mattes Grinsen überzog mein Gesicht, als ich daran dachte, daß es noch eine zweite Möglichkeit für mich gab. Ich konnte mir eine Kugel durch den Kopf schießen, wenn ich nicht zerquetscht werden wollte.

Selbstmord also!

John Sinclair erschießt sich mit seiner eigenen Waffe! Darüber durfte man gar nicht erst näher nachdenken. Denn ich, Freunde, war dazu zu feige. Ich wußte jetzt schon, daß ich es nicht fertigbringen würde, mir eine Kugel durch den Kopf zu schießen.

Voller Panik irrte mein Blick durch das tödliche Gefängnis. Vielleicht gab es doch noch eine Chance?

Nein, es gab sie nicht.

Die Wände waren zu glatt. Keine Vorsprünge, nichts, was die Decke aufhalten konnte.

Sie würde mich töten. Mit der Präzision eines gefühllosen Roboters.

Meine Chancen hatten die Null-Grenze erreicht.

Wieviel Minuten blieben mir noch? Eine oder zwei.

Da war nichts mehr zu machen, ich mußte mich damit abfinden, umgebracht zu werden.

Verdammt, wo blieb denn Suko?

Er kam nicht. Auf ihn hatte ich meine Hoffnungen gesetzt, mußte jedoch feststellen, daß der Trumpf nicht stach.

Suko blieb verschollen. Vielleicht hatten sie ihn auch schon gepackt?

Wer konnte das sagen?

Und die Decke senkte sich weiter.

Ich konnte bereits nicht mehr sitzen, sondern hatte mich hingekniet und dabei den Kopf eingezogen.

Eine wirklich erbärmliche Angst hielt mich umfangen, es war diese Chancenlosigkeit, der ich ausgesetzt war. Es ging nicht mehr weiter, ich sah keine Möglichkeit. Hätte man mich gefesselt und in irgendein Verlies gesteckt, so hätte ich noch die Möglichkeit besessen, die Fesseln zu lösen.

Hier nicht.

Es war immer dunkler geworden. Je mehr sich die Decke senkte, um so weniger war von den vier grünlich schimmernden Gesichtern zu sehen. Nur noch ein schwaches Leuchten geisterte durch den auf ein Minimum verkleinerten Raum.

Dann berührte die Decke meinen Kopf.

Ein leichter Anstoß nur, doch mir zeigte er, daß ich mich nicht mehr hinknien konnte, sondern auf den Boden legen mußte.

Das tat ich.

Allerdings legte ich mich auf den Bauch. Ich wollte den tödlichen Mechanismus nicht verfolgen.

Und die Decke senkte sich weiter. Höchstens noch eine Minute, dann war es vorbei…

***

Vielleicht mußte man schon splitternackt herumlaufen, um in Soho

aufzufallen. Ansonsten konnte man anziehen oder auch nicht anziehen, was man wollte, dort kümmerte sich niemand um den anderen. Da war man tolerant. So konnte es durchaus passieren, daß sich ein Gentleman alter englischer Schule neben einem Punker stehend die Auslagen eines Porno-Shops anschaute und man es überhaupt nicht »shocking« fand.

Auch Suko wurde keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Das genau hatte der Chinese gewollt. Nur nicht auffallen, auch wenn er seine Lederkleidung trug er war mit seiner Harley hergekommen. Die schwere Maschine stand auf einem kleinen Parkplatz in der Nähe, und Suko hatte es sich auf einem Blumenkübel bequem gemacht, den irgend jemand auf den Kopf gestellt hatte, so daß er als Sitzfläche zweckentfremdet worden war. Der Chinese hockte nicht allein dort. Zwei Mädchen, langbeinig und mit einem Schuß Negerblut in den Adern, lutschten Eis. Dabei kicherten sie und erzählten sich gegenseitig von ihren heißen Abenteuern, von denen sicherlich kaum die Hälfte stimmte.

Suko bekam hin und wieder einige Satzfetzen mit, ansonsten ging er seiner Aufgabe nach und beobachtete das Kaffeehaus. Viel war da nicht zu sehen. Der Besitzer hatte nämlich die Scheiben mit einer grauen Farbe zugepinselt und einen roten Halbmond als Erkennungszeichen gemalt. Jeder Türke wußte, daß er bei Kelim's an der richtigen Adresse war.

Und es war ein reines Türkenlokal. Suko hatte keinen Engländer hineingehen oder herauskommen sehen, sondern nur Türken.

Und doch mußte sich ein Fremder bei Kelim's aufhalten. John Sinclair.

Suko allerdings machte sich Sorgen um seinen Freund. Seiner Berechnung nach zu urteilen, war er fast eine Stunde da und gewissermaßen schon überfällig.

Der Chinese hatte der Sache noch weniger getraut als der Oberinspektor. Er war davon überzeugt, daß man John eine Falle gestellt hatte, und er wollte auch nicht mehr lange warten. Suko würde nachschauen, wenn die Stunde vorbei war.

Zwei Bobbys kamen ihm entgegen. Sie waren an dem Kaffeehaus vorbeigegangen, hatten der Fassade einen mißtrauischen Blick zugeworfen und überquerten die Straße.

Der eine stieß seinen Kollegen an und deutete mit dem Kopf auf Suko.

Dann sagte er irgend etwas, und als die beiden Polizisten den Gehsteig erreicht hatten, blieben sie vor dem Chinesen stehen und grüßten.

Suko grüßte zurück.

»Wieder mal ein Fall in Soho?« fragte der Bobby, der Suko erkannt

hatte. Bei der Polizei hatte es sich herumgesprochen, wer oft an John Sinclairs Seite kämpfte, und Suko verstand sich mit den Polizisten gut.

Allerdings kannte er kaum welche mit Namen, und diese hier nicht einmal vom Ansehen.

»Sorry, Sir«, erwiderte Suko. »Ich kann mich leider nicht an Sie erinnern.«

»Ist ja auch schon lange her. Damals ging es um den Maler, diesen Golerian…«[2]

Suko lächelte. »Ich erinnere mich. Sie waren sicherlich bei dem Polizeieinsatz dabei.«

Der Bobby strahlte. »Genau.« Dann wurde sein Gesicht ernst.

»Erwartet uns vielleicht etwas Ähnliches?«

Suko wollte den Mann nicht unnötig aufregen. »Kaum, Officer.«

»Dann sind Sie privat hier?« Der Mann war wirklich neugierig.

»Das nicht, ich beobachte nur.«

Der Bobby drehte sich um. »Das Kaffeehaus?«

»Möglich.«

Da winkte der Polizist ab. »Kelim ist harmlos. Die Türken trinken wirklich nur Kaffee. Kein Rauschgift oder so, der Besitzer hat seine Gäste im Griff. Er arbeitet gut mit der Polizei zusammen, was man von manch einheimischem Wirt nicht gerade sagen kann.«

»Das stimmt.«

»Sollten Sie Hilfe brauchen…«

»Komme ich darauf zurück«, vollendete Suko.

»Genau, Sir.« Die Bobbys verschwanden. Sie blieben jetzt auf dieser Straßenseite.

Der Chinese schaute auf seine Uhr. Die Stunde war um!

Suko hatte keine Lust, die Wartezeit zu verlängern. Seine innere Stimme sagte ihm, daß etwas passiert war. John hätte sich bestimmt gemeldet und ein Zeichen gegeben, wenn alles in Ordnung gewesen wäre. So aber sah es böse aus.

Der Mann aus China wartete, bis die beiden Bobbys im Strom der Passanten untergetaucht waren. Er erhob sich von seinem Sitz. Er ließ erst zwei Fahrzeuge passieren, bevor er die Straße überquerte.

Links neben dem Kaffeehaus befand sich ein Trödlerladen. Der Besitzer hatte seine Ware sogar draußen ausgestellt, meist billigen Kram, wie Tücher, Stoffe, getragene Schuhe oder Kleider.

An der rechten Seite wurde das Kaffeehaus ebenfalls von einem hohen Gebäude begrenzt. Im Erdgeschoß befand sich auch ein Geschäft. Ein kleiner Laden nur, wo der Eigentümer im Schaufenster hockte und Modeschmuck produzierte. Seine Arbeit unterbrach er nur, wenn ein Kunde das Geschäft betrat und etwas kaufen wollte.

Suko hatte die andere Seite erreicht und steuerte die Tür an. Sie wurde aufgestoßen und spie einen Gast aus, der an Suko vorbeiging

und sich nach rechts wandte.

Die Tür war noch nicht zugefallen. Suko hielt sie auf, schlüpfte durch den Spalt und »teilte« den Vorhang in der Mitte.

Er erlebte das gleiche wie John. Auch ihm drang die Wolke aus Qualm und Ausdünstungen entgegen. Sie raubte ihm fast den Atem. Suko konnte zuerst nichts erkennen, sondern hörte nur die Musik, die auch für seine Ohren nicht bestimmt war. Nur schemenhaft erschienen die Gesichter und die Umrisse der Gäste aus dem blaugrauen Dunst. Fast alle saßen, ein Schatten wieselte zwischen den Sitzbänken und Tischen einher, um zu bedienen.

Links neben Suko saß ein alter Mann. Nur der Fez unterschied ihn von dem iranischen Revolutionsführer. Der Mann rauchte eine Wasserpfeife, wobei das Mundstück irgendwo im Bartgestrüpp verschwand.

Der Mann hob kurz den Blick, als Suko erschien, sagte aber nichts und rauchte weiter.

Suko ging durch den Qualm zum Tresen. Das Prunkstück war eine große silberfarbene Kaffeemaschine. Sie glänzte. Hinter ihr stand ein glatzköpfiger Mann mit Ringerfigur, bediente die Maschine und produzierte Kaffee und Dampf.

Der Chinese klopfte auf das Holz, und der Wirt hob den Kopf, wobei er die Stirn krauste. Sein Schnauzbart zitterte, als er sagte: »Setz dich an den Tisch.«

»Es ist kein Platz mehr frei.«

»Dann geh in ein anderes Lokal.«

Suko merkte, daß man ihn loswerden wollte, was ihm allerdings nicht gefiel. Er wollte bleiben. Und zwar so lange, bis er wußte, wo sein Partner steckte.

»Was ist?« fragte der Wirt.

»Ich bleibe hier«, erwiderte Suko. »Wir leben in einem freien Land, jeder kann sein Bier trinken wann und wo er will. Hast du das verstanden?«

»Hau ab! Das Hausrecht übe ich aus.«

Da hatte er recht. Suko wollte keinen Streit. Eine passende Antwort fiel ihm rechtzeitig ein. »Ich hörte, wie sich zwei Polizisten miteinander unterhielten. Sie sprachen sehr gut von deinem Schuppen hier. Sieh zu, daß es so bleibt.«

Da grinste Kelim. »Du bist ein durchtriebener Hund, Chinese, wirklich.«

»Man muß zusehen, wo man bleibt.«

»Was willst du trinken?«

»Tee.«

»Gut.« Der Wirt gab seinem Helfer ein mit Kaffeetassen gefülltes Tablett, und der Mann zog damit los.

Suko drehte sich. Mit dem Rücken lehnte er an der Theke und schaute ins Lokal. Obwohl sich seine Augen inzwischen an den Rauch gewöhnt hatten, sah er nicht viel. Auch die Türken beachteten ihn nicht weiter. Er hatte sogar das Gefühl, daß sie bewußt zu Boden schauten, wenn sie Sukos Blick traf.

Zufall? Absicht?

Das wußte niemand genau zu sagen.

Suko tendierte eher zum letzteren. Zudem machte er sich Sorgen, weil er von John Sinclair noch keine Spur entdeckt hatte. Soweit er sehen konnte, befand sich außer ihm kein Fremder im Lokal. John wäre ihm sicherlich aufgefallen, denn blondhaarige Türken hatte der Chinese noch nie gesehen.

»Dein Tee.« Suko hörte in seinem Rücken die Stimme des Wirtes und drehte sich um.

Man schob ihm eine kleine Tasse zu, in der das Getränk dampfte.

»Danke.«

»Hoffentlich schmeckt er dir.«

Suko lächelte. »Wird schon. Wenn du kein Schlafmittel oder Gift hineingetan hast.«

Da grinste der Wirt. »Hast du nicht Freunde bei der Polizei?«

»Irrtum, ich hörte nur zufällig ein Gespräch.« Suko trank noch nicht, sondern griff in die Tasche. Er holte ein Foto hervor, auf dem er mit John Sinclair abgebildet war. »Du hast nicht zufällig diesen blonden Mann hier gesehen?«

Der Wirt schaute auf das Foto und lachte falsch. »Bißchen viel Zufälle auf einmal.«

»Ja, manchmal kommt es knüppeldick. Kennst du ihn oder nicht?«

»Nie gesehen.«

»Schade«, meinte Suko.

»Was ist schade?«

»Wenn ein Wirt blind ist. Dann verrechnet er sich auch oft beim Addieren.«

Kelim atmete tief ein. »Du nennst mich einen Lügner, Chinese?«

»Habe ich das gesagt?«

»Ich faßte es so auf.«

»Deine Sache.«

Kelim legte ein Tuch zur Seite, das bisher über seinem linken Arm gehangen hatte. Seine Augen verengten sich, er stützte beide Hände auf die Theke, und die Sehnen an seinen Armen sprangen noch deutlicher hervor. »Ich gebe dir einen guten Rat, Chinese. Zahle deinen Tee und verschwinde.«

Suko hatte die Warnung verstanden und nickte. »So manche Fragen sind unangenehm, wenn man mit in der Sache drinhängt, das kann ich verstehen, aber ich will herausfinden, was mit meinem Freund

geschehen ist. Du kannst mich nicht hindern.«

»Er war nicht hier.«

»Ich habe ihn das Lokal betreten sehen.«

»Dann mußt du dir eine Brille kaufen.« Mit der Antwort blies ihm Kelim eine Knoblauchwolke ins Gesicht.

»Oder die Wahrheit hören.« Suko nahm seine Tasse und trank, während er den Wirt über den Rand hinweg anblickte. Dessen rechte Hand war unter der Theke verschwunden. Daß sie dort keinen Lollipop umklammerte, war Suko klar. Er fragte sich, ob dieser Mann es wagen würde, ihn hier mit der Waffe zu bedrohen. Eigentlich hatte er zuviel zu verlieren, denn sein Schuppen war bisher sauber geblieben, wie die Bobbys ja sagten. Falls hier etwas unter der Oberfläche gärte, sollte es auf keinen Fall entdeckt werden.

Suko stellte die Tasse weg. »Du hast gewonnen, Kelim. Ich werde verschwinden.«

Irgendwie erleichtert atmete der Wirt auf. Er bekam auch gleich von Suko einen Dämpfer. »Allerdings möchte ich zuvor noch zur Toilette. Das ist doch gestattet oder?«

Der Wirt hätte eine ablehnende Antwort auf der Zunge, doch er nickte.

»Ja, du kannst gehen.«

»Wie großzügig. Wo ist der Weg?«

Kelim deutete mit dem Daumen über seine Schulter. »Es gibt nur eine Tür.«

»Danke.«

Suko brauchte nur ein paar Schritte zu gehen. Er stieß die Tür auf und erreichte einen kahlen Gang. Die Wände waren nicht verputzt.

Rötlichbraun schimmerten die Ziegelsteine, dazwischen liefen waagerecht und senkrecht die hellen Mörtelstreifen.

Und es gab eine Lampe. Sie wies eine halbrunde Form auf. Ein schwarzes Kabel lief von ihr aus über die nackte Wand und verschwand im Boden.

Neben der Lampe befand sich eine Tür. Zur Toilette führte sie nicht, denn Toilettenräume brauchte man nicht mit Blech zu verstärken. Suko drückte die Klinke trotzdem.

Das Ding war abgeschlossen. Gern hätte er gesehen, was sich dahinter befand, doch er konnte hier nicht einfach auf bloßen Verdacht hin fremde Türen aufbrechen.

Dafür suchte er weiter. Rechts ging es zur Toilette. Suko war empört.

Die hygienischen Verhältnisse waren unter aller Sau. Es gab zwei Räume. Suko warf einen Blick in beide. Sie waren leer. Höchstens Ungeziefer und Bakterien breiteten sich hier aus.

Er ging wieder zurück. Keine Spur von John Sinclair. Sukos Sorgen wurden größer.

Da war noch der Hinterausgang. Bestimmt ging es dort auf irgendeinen Hof. Dort wollte sich der Chinese ebenfalls umschauen. Er dämpfte seine Schritte, als er das nächste Ziel ansteuerte.

Zum Glück ging er leise, deshalb vernahm er auch das Sirren in seinem Rücken.

Suko kreiselte herum.

In Halshöhe raste ein flirrender, goldener Halbmond direkt auf ihn zu…

***

Ich stand Todesängste aus!

Bisher hatte ich noch die Hoffnung gehabt, daß die Decke irgendwann einmal stoppen würde, diesen Gefallen tat sie mir nicht.

Sie sank weiter…

Ich lag etwa in der Mitte des Raumes flach auf dem Boden. Arme und Beine ausgebreitet, die Handflächen berührten den glatten Boden, mein Körper zitterte, die Angst wurde unerträglich, denn der teuflische Mechanismus über mir kannte kein Erbarmen.

Ich drückte mich etwas hoch. Und schon spürte ich den Widerstand.

Aus, es konnte sich nur noch um Sekunden handeln, dann war es vorbei.

Tief holte ich Luft.

Und dann begann ich zu schreien. Ich brüllte meine Angst, meine Not, mein Entsetzen heraus, und meine Stimme kippte dabei über. Warum half mir denn niemand? Man konnte mich doch hier nicht elendig umkommen lassen.

Ich spürte die Berührung!

Jetzt hatte die verdammte Wand mich erreicht. Abrupt hörte mein Schreien auf.

Schluß…

Wirklich das Ende?

Ich glaubte fest daran, konnte mich nicht mehr mit dem Gedanken vertraut machen, noch einmal gerettet zu werden, und da geschah etwas Unglaubliches…

***

Es blieb Suko keine Zeit mehr, um noch großartig zur Seite zu springen, er ließ sich kurzerhand in die Knie fallen.

Der Halbmond änderte seinen Kurs nicht. Wie ein Blitzstrahl rasierte er über den Kopf des Chinesen hinweg und hieb mit einem dumpfen Schlag hinter ihm in das Holz der Tür.

Suko drehte sich.

Er wurde blaß. Dieser Halbmond war mit so einer Wucht geschleudert worden, daß er fast völlig im Holz der Tür verschwand. Nur noch ein kleines Stück schaute hervor.

Das war höllisch knapp gewesen. Aber wer, zum Henker, hatte die Waffe geworfen?

Als Suko den Gang hinunterblickte, sah er keine Spur. Niemand hielt sich außer ihm hier auf.

Und doch mußte jemand da gewesen sein. Aus der Toilette war der Unbekannte sicher nicht gekommen, blieb nur noch die mit Eisenblech verstärkte Tür.

Suko hielt jetzt nichts mehr. Er wollte endlich wissen, wem er diesen heimtückischen Angriff zu verdanken hatte. Bis zur Mitte kam er, dann erschien die Gestalt.

Suko blieb stehen.

Zum erstenmal sah er seinen Gegner. Er war in der Tat aus der offenen Eisentür getreten, eine hochgewachsene Gestalt, die eine braungrüne Kutte trug und ein seltsam grünbraun schimmerndes Gesicht besaß, als wäre es aus Holz geschnitzt und im nachhinein gebeizt worden.

Die Gestalt hielt einen langen Stab in der rechten Hand, an dessen Ende sich eine goldene Kugel befand.

Wiederum Gold.

Auch der Halbmond war golden gewesen. Gab es da vielleicht einen Zusammenhang?

Es war müßig, sich jetzt darüber Gedanken zu machen, vorerst mußte sich der Chinese um seinen Gegner kümmern, denn diese Gestalt sah aus, als wäre sie ihm nicht gerade freundlich gesinnt. Was der Halbmond nicht geschafft hatte, wollte sie vollenden.

Suko konnte wählen. Nahm er die Beretta, oder verteidigte er sich mit der Dämonenpeitsche. Die Peitsche konnte man als lautlos bezeichnen, einen Schuß hätte man zu leicht gehört.

Die Gestalt hatte sich Suko als Ziel ausgesucht. Sie kam langsam näher, wobei die Kutte über den Boden schleifte, wenn sie sich bewegte.

Die Lanze kippte sie jetzt so, daß die goldene Kugel auf den Chinesen wies. Aus der Kugel schaute noch eine Spitze hervor, die wie ein Messer wirkte.

Suko zog die Dämonenpeitsche. Schnell schlug er einen Kreis über den Boden und aus der Röhre fielen die drei Riemen. Sie waren schwarzmagisch aufgeladen, und der Chinese hatte eben mit dieser Peitsche schon einige Erfolge erzielt. Sie tötete und vernichtete Vampire und andere Horrorwesen, und Suko war sicher, daß sie auch dieser Gestalt den Garaus machen würde.

Je näher der Gegner kam, um so deutlicher erkannte Suko das Gesicht. Es wirkte tatsächlich wie geschnitzt, hölzern, und Suko konnte sich kaum vorstellen, daß dieses Wesen Worte produzierte und sich mit ihm unterhielt.

Locker hielt der Chinese die Peitsche in der rechten Hand. Er verspürte keine Angst, nur eine gewisse Spannung. Suko verließ sich auf seine Kräfte und auf die der schwarzmagischen Waffen.

Noch einen Schritt wollte er die Gestalt vorkommen lassen und dann angreifen.

Doch der andere griff an.

Der Stab mit der goldenen Kugel war auf Sukos Gürtellinie gezielt. Es war ein überraschender, schneller Stoß, womit der Chinese allerdings gerechnet hatte, abdrehte und noch in der Bewegung mit der Peitsche zuschlug.

Er traf gut.

Die drei Riemen wickelten sich nicht nur um den Stab, sondern auch um die goldene Kugel. Suko rechnete damit, daß er dem anderen die Waffe aus der Hand reißen konnte. Selten hatte er sich so geirrt und war so reingefallen.

Das Gegenteil geschah, denn die goldene Kugel reagierte. Suko sah zuerst den gelblichen Blitz, dann schossen magische Kräfte wie Strom in die drei Peitschenriemen, weiter durch den Griff erreichten sie die Hand und den Arm.

Suko ließ die Peitsche los, als wäre sie glühendheiß geworden. Sein Arm wurde geschüttelt, und im nächsten Moment fühlte er sich wie taub an.

Das Wesen aber ging weiter vor. Es hatte sich nicht beirren lassen und ließ sich auch jetzt nicht aus der Ruhe bringen. Es wollte den Gegner vernichten.

Suko zog die Beretta. Mit der linken Hand mußte er sie nehmen, kippte die Waffe und legte an. Jetzt war es ihm egal, ob man den Schuß hörte oder nicht, es ging um sein Leben.

Er feuerte.

Auch wenn er Rechtshänder war, auf diese Distanz konnte er gar nicht fehlen. Die Kugel hieb in den Körper des unheimlichen Wesens. Es gab ein trockenes Geräusch, ein Kugelloch entstand, etwas Rauch wölkte auf, mehr Schaden richtete die Kugel nicht an. Sie konnte das Wesen nicht stoppen.

Mit einem zweiten Schuß fehlte Suko. Er hatte auf den Kopf gezielt, es war zu schwierig, ihn mit der ungewohnten linken Schußhand zu treffen.

Dann war der andere an der Reihe.

Abermals zuckte der Stab mit der Kugel vor. Suko warf sich nach rechts, wo er gegen die Wand prallte.

Ihm war klar, wenn die verdammte Waffe ihn traf, dann würde sie seine Aktivitäten lähmen.

Welche Chance blieb ihm noch? Der Stab!

Es mußte ihm gelingen, an den von Buddha ererbten Stab zu

kommen. Suko trug ihn immer bei sich, vielleicht konnte er seinen unheimlichen Gegner damit schocken.

Der andere ließ ihn nicht dazu kommen. Er schien zu ahnen, daß Suko noch einen gefährlichen Trumpf besaß. Immer wieder stieß er seine Lanze vor, und Suko hatte große Mühe, den heimtückischen Stößen auszuweichen.

Er schaffte es nur, weil er ausgezeichnete Reflexe besaß, die in zahlreichen Auseinandersetzungen immer wieder geschult wurden. Ein paarmal knallte die goldene Kugel gegen die Wand. Bei jedem Aufprall gab es ein singendes Geräusch, und als der Unheimliche seine Taktik änderte, hatte Suko ihr kaum etwas entgegenzusetzen.

Der Kuttenträger hielt die Waffe mit beiden Händen. Er drosch seitlich zu, es war eine Frage der Zeit, wann er Suko endgültig treffen würde.

Sogar in Kopfhöhe schlug er. Zweimal »tauchte« Suko und entging den Hieben, dann entschloß er sich zur Flucht. Wenn er die Hintertür erreichte, war das die halbe Miete.

Der Chinese kam nicht soweit. Er hatte bereits den Arm ausgestreckt, als ein Schlag seinen zwangsläufig ungeschützten Rücken traf. Suko sprang regelrecht hoch, ein heiserer Aufschrei entrang sich seiner Kehle, dabei wurde er nach vorn katapultiert und krachte gegen die Hintertür.

Wie eine Bänderpuppe fiel er zusammen. In den Beinen als auch in den Armen befand sich keine Kraft mehr. Suko blieb vor der rettenden Tür liegen, so daß der Vergleich mit dem Häufchen Elend gar nicht so weit hergeholt war.

Er war erledigt.

Der Kuttenträger näherte sich. Neben Suko blieb er stehen und schaute auf den Besiegten hinab.

Deutlich sah der Chinese das Einschußloch des silbernen Geschosses. Die Kugel hatte nichts genutzt. Dieser Gegner zeigte sich völlig immun dagegen.

In dem hölzernen Gesicht regte sich kein Muskel. Zum erstenmal sah Suko die Augen.

Entweder waren sie pechschwarz oder überhaupt nicht vorhanden. So kamen sie ihm wenigstens vor. Innerhalb des Gesichts befanden sich zwei dunkle Höhlen. Ohne Iris und auch ohne jegliche Pupillen, einfach schwarz.

Was würde der Kuttenträger tun? Wenn er eine Chance hatte, Suko endgültig auszuschalten, dann jetzt. Der Chinese rechnete auch fest damit und war um so überraschter, daß dies nicht geschah. Der Unheimliche reagierte ganz anders.

Er drehte sich um und ging.

Suko schaute ihm nach. Das konnte er, er nahm jede Einzelheit wahr,

und er hatte das Gefühl, die Beine des Kuttenträgers würden den Boden gar nicht berühren.

Er schwebte…

Jetzt ist die Chance zur Flucht gekommen! dachte Suko. Er wollte aufstehen, nichts gehorchte ihm. Er konnte seine Hand zwar aufstützen, doch sie knickte sofort weg, weil in seinen Muskeln und Sehnen keine Kraft mehr steckte.

Statt dessen fiel er zur Seite und blieb liegen.

Suko war nur noch ein hilfloses Bündel. Ausgebrannt, leergepumpt, besiegt…

Die Magie der anderen war zu stark. John mußte auch in deren Falle gelaufen sein, sonst hätte er ihn schon längst gefunden. Was hatten sie mit ihm angestellt? Getötet? Wenn ja, würde das gleiche auch ihm geschehen?

Schritte unterbrachen seine deprimierenden Überlegungen.

Sie kamen!

Und sie nahmen den Weg, den der Kuttenträger auch vorher gegangen war.

Kelim ging an der Spitze. Ihn begleiteten drei Kuttenträger. Einen Schritt versetzt neben ihm die ersten beiden, der andere ging dahinter.

Nur die Tritte des Mannes klangen überlaut.

Kelim grinste böse und triumphierend zur gleichen Zeit, als er neben Suko stehenblieb.

»Da bist du ja, Chinese«, sagte er und lachte. »Wärst du mal lieber verschwunden. Jetzt ist es zu spät.«

Es war bezeichnend für unsere Freundschaft, daß Suko zuerst an mich dachte. »Wo ist John Sinclair?«

»Du meinst den Blonden?«

»Ja.«

»Darauf komme ich später zurück. Eins nach dem anderen, Chinese. Du wirst ihn noch sehen.« Wie dieser Mann das sagte, rief bei Suko ein Schauer hervor.

Bisher hatte Kelim die Hände geschlossen gehabt. Jetzt öffnete er die rechte. In ihr lag ein flacher, grüngrauer Stein, der Suko an die Gemme erinnerte, die auch John Sinclair besaß.

»Siehst du ihn?« fragte der Türke.

»Ja.«

»Damit könnte ich dich erlösen, aber nur wenn du mir Fragen beantwortest.«

Suko dachte sehr rasch nach. Er glaubte Kelim, daß der Stein es schaffen würde. Da seine Gegner sehr von sich überzeugt waren und Suko jedoch an seinen Stab dachte, war es vielleicht nicht verkehrt, wenn er auf die Bedingungen des anderen einging. Deshalb fragte er: »Was willst du wissen?«

»Warum seid ihr in meine Kaffeestube gekommen?«

»Man hat meinen Freund angerufen.«

Kelim lächelte. »Das stimmt. Wie gut für dich, daß du nicht gelogen hast. Der Anrufer ist übrigens tot. Er war uns schon lange ein Dorn im Auge. Wir haben ihn beobachten lassen und auch richtig erwischt. Deinen Freund ebenfalls.«

»Sag, was mit ihm geschehen ist?«

Kelim richtete sich wieder ab. Mit Daumen und Zeigefinger fuhr er durch seinen Schnauzbart. »Ja«, murmelte er. »Du kannst uns nicht mehr gefährlich werden, Chinese, warum sollst du ihn eigentlich nicht sehen? Wenn er dein Freund ist, bitte sehr…«

Wie er das sagte, ließ Schlimmes befürchten.

Kelim wartete noch. Es schien, als müßten seine drei Begleiter erst ihr Einverständnis geben.

Als von dieser Seite nichts kam, bückte sich der Türke und legte den flachen Stein auf Sukos Stirn.

Es war wie ein Strom, der den Chinesen durchfloß. Plötzlich fühlte er sich frei und befreit. Er konnte aufatmen, aber sich großartig zu wehren, das war nicht drin.

Die drei Kuttenträger hielten ihn mit ihren gefährlichen Lanzen in Schach. Suko wollte nicht das gleiche noch einmal erleben, wie es schon passiert war.

»Komm hoch!«

Der Chinese stemmte sich auf die Beine. Das ging glatt und ohne Schwierigkeiten. Er hatte das Gefühl, überhaupt nicht ausgeschaltet gewesen zu sein.

Von den Kuttenträgern wurde Suko in die Mitte genommen. Sie berührten ihn nicht, aber sie waren sehr wachsam.

Suko durfte keine unbedachte Bewegung machen.

Sie schritten auf die jetzt offenstehende und mit Eisenblech verstärkte Tür zu. Dahinter fand sich Suko in einem Gang wieder, und er vernahm auch gedämpft das Stimmengewirr aus dem Kaffeehaus. Wohl keiner der Gäste ahnte, was hinter den verschlossenen Türen vor sich ging.

Kelim ging voran.

Er schritt leicht gebeugt, ging auch breitbeinig, und man sah es ihm an, daß er einmal einen Kampfsport betrieben hatte. Bei einer Auseinandersetzung würde selbst Suko seine Mühe haben.

Es war reine Zeitverschwendung, soweit zu denken. Er mußte sich auf die Realität konzentrieren, und die war bitter genug. Dieser Gang war zwar auch leer, doch es zweigten immerhin mehrere Türen ab. Vor einer blieben sie stehen.

Kelim öffnete noch nicht. Er drehte nur den Kopf und lächelte Suko teuflisch an.

»Mach dich auf etwas gefaßt!« flüsterte er. »Du wirst dich wundern!«
Er lachte, streckte den Arm aus und legte die rechte Hand auf die Klinke.
Bewegungslos stand der Chinese auf der Stelle. Kein Muskel zuckte in seinem Gesicht, die beiden Kuttenträger hatten ihn eingerahmt. Aus ihren schwarzen Augen beobachteten sie ihn.
»Jetzt!« sagte Kelim und drückte die Tür auf. Er hatte ihr Schwung gegeben, aber sie schwang nicht nach innen, sondern nach außen auf.
Das hatte seinen Grund.
Suko schaute in einen Raum ohne Decke. Die war zwar noch vorhanden, allerdings in Bodenhöhe, wo sie sich mit dem Beton fast fugenlos vereinigte.
Allerdings nur fast.
Durch eine Ritze nahe der Tür hatte sich eine rote Flüssigkeit ihren Weg gebahnt.
Blut!
Wie hypnotisiert schaute der Chinese auf die längliche Lache, die fast seine Schuhspitzen berührte. Es gab keinen Zweifel, das war Blut.
Johns Blut!
Suko ballte die Hände. Hart preßte er die Lippen zusammen, die Kieferknochen traten deutlich hervor, und er hörte neben sich das Lachen des Türken.
»Weißt du nun, was mit deinem Freund geschehen ist?«
Suko hörte die Worte zwar, aber er nahm sie nicht bewußt wahr. Er erfaßte ihren Sinn kaum und merkte nur, wie sich in seinem Innern ein Gefühl ausbreitete, das nur mit Zorn, Wut und einer unendlichen Trauer umschrieben werden konnte.
War John tot?
»Du sagst ja nichts«, lachte Kelim. »Hat es dir die Sprache verschlagen, Chinese?«
Suko wandte sich um. Er schaute den Türken mit einem Blick an, der Kelim erschaudern ließ. »Du hast ihn getötet«, sagte er rauh.
Hastig schüttelte Kelim den Kopf, als wollte er sich verteidigen. »Ich nicht.«
»Wer dann?«
Da grinste der Türke wieder. »Die Decke, Chinese. Sie hat ihn umgebracht. Sie ist von oben runter gekommen. Langsam, aber sicher, und dann war es vorbei!« Kelim rieb sich die Hände. »Eine todsichere Methode im wahrsten Sinne des Wortes.«
»Warum mußte er sterben?« Suko kannte seine Stimme selbst kaum wieder.
»Er wollte den grünen Dschinn vernichten!«
»Dann gibt es ihn?«
»Fast erraten, Chinese. Noch ist er gefangen, aber er wird befreit,

darauf kannst du dich verlassen. Jahrtausende hat er in seinem Gefängnis verbracht, das ist nun vorbei. Einige seiner Diener haben es schon geschafft. Sie sind auferstanden. Als der große Kontinent Atlantis versank, da hatte sich der grüne Dschinn schon gerettet. Er war in das Land gegangen, das die Menschen heute die Türkei nennen!«

Bei dem Wort Atlantis war Suko hellhörig geworden. Der grüne Dschinn, dazu die Magie seiner Diener, die selbst Silberkugeln trotzten und der Dämonenpeitsche, das wies auf eine uralte Geschichte hin. Er hätte selbst darauf kommen müssen.

Atlantis!

Suko dachte an Myxin und Kara. Warum hatten sie sich nicht gemeldet? Wußten sie denn nicht, was hier geschah? Denn sie waren doch auf der Suche nach Resten dieses versunkenen Kontinents, der eine der von den Großen Alten vererbte Magie in sich barg, die überhaupt noch nicht erforscht war.

Die Stimme des Türken unterbrach Sukos Gedanken. »Überlegst du, wie du hier herauskommst?« höhnte er.

»Möglich.«

»Es gibt keinen Ausweg, Chinese. Nicht für dich, denn du wirst ebenso umkommen!«

Da hatte er. Suko an sich nichts Neues gesagt. Nachdem, was geschehen war, konnte er Suko überhaupt nicht am Leben lassen.

Wahrscheinlich würden ihn die drei Kuttenträger töten.

Suko hatte noch eine winzige Hoffnung. Wenn es ihm gelang, an den Stab zu kommen und wenn der seine Kraft entfalten konnte, dann gab es noch eine hauchdünne Chance.

Zu viele wenns…

»Was ist mit dir?« Kelim stieß Suko an. Und der gab sich schwächer, als er war. Er sackte in die Knie. Dabei fiel er direkt vor die Füße des Türken, der die Gelegenheit ausnützte und Suko einen Tritt verpaßte.

Mein Freund stöhnte auf. Sehr glaubwürdig, so daß Kelim seinen Spaß hatte. »Du vergehst vor Angst, Chinese, aber das soll so sein. Ich will dich schreien hören, wie deinen Freund. Der hat auch geschrien.«

Wieder trat er zu. »Ich hätte es aufnehmen und dir vorspielen sollen.«

»Aber die Zeit bleibt nicht, und auch nicht die Zeit, um dich so in den Tod zu schicken, wie den anderen. Die Diener des Dschinns sollen dich töten!«

Suko hatte jedes Wort verstanden. Er war auch froh, daß Kelim zweimal zugetreten hatte, so hatte er jedesmal seine Stellung verändern können.

Jetzt lag er verkrümmt am Boden, die Beine leicht angezogen und die Hand unter dem Jackett versteckt.

Die Finger umklammerten bereits den von Buddha geschaffenen und

weitergegebenen Stab, dessen Kräfte Suko schon manches Mal gerettet hatten.

Würden sie es auch hier schaffen? »Macht ihn nieder!« peitschte der Befehl.

Da riß Suko den Stab hervor!

***

Die Decke stoppte nicht. Sie glitt weiter, um mich mit ihrem Gewicht langsam zu erdrücken.

Aber unter mir veränderte sich der Boden. Hatte ich zuvor auf diesen grauen Beton gestarrt, so verschwamm er jetzt, wurde gewissermaßen auseinandergezogen, und ich sah helle Flecken, die gläsern wirkten.

Glas, in und durch das ich schauen konnte.

Eine fast endlose Tiefe lag unter mir. Ich hatte das Gefühl, bis zum Mittelpunkt der Erde schauen zu können. Gleichzeitig dachte ich an die Decke, die sich weiterhin senkte und mich eigentlich schon hätte zerquetschen müssen.

Das war nicht der Fall.

Wieso?

Ich wollte mich auf die Seite drehen, vielleicht auch auf den Rücken, um nachzuschauen, aber das ging nicht. Ich selbst war nicht mehr in der Lage, mich zu bewegen. Etwas hielt mich fest. Ich fühlte mich als Teil eines Ganzen. Allerdings eines seltsamen Ganzen, denn da war etwas, das mich immer weiter in die Tiefe zog und mich dabei nicht losließ. Ja, Freunde, ich schwebte tatsächlich unter der Oberfläche und wurde von seltsamen Kräften weitergezogen, der unauslotbaren Tiefe entgegen.

Dabei fühlte ich mich frei, irgendwie leicht und auch von einem Druck befreit. Die Erklärung war ganz einfach. Es gab keine Angst mehr. Das schreckliche Gefühl, das ich in den letzten Sekunden erlebt hatte, war verschwunden.

Ein Druck wurde von meiner Seele genommen, und irgendwie war ich gespannt, wie es weitergehen würde.

Es zog mich weiter.

Hinunter in die Tiefe, die wie ein Raubtier wirkte, das alles in sich hineinschlang, was ihm in die Quere kam.

Auch mich?

Bestimmt aber da war etwas. So endlos schien diese Tiefe doch nicht zu sein.

Irgendwo hatte sie ein Ziel, würde ich aufkommen, landen und mich vielleicht in einer fremden Welt befinden?

Unter mir sah ich ein rötliches Leuchten. Man konnte es mit dem Wort Glosen umschreiben, es flimmerte auch, ich sah einen rötlichen Himmel und einen großen Ball, der gelb schien und mich dabei an

eine Sonne erinnerte.

Auf einmal wußte ich, wo ich gelandet war. Wenigstens konnte ich meine Umgebung ungefähr erfassen. Ich befand mich, wenn mich nicht alles täuschte, in einer anderen Dimension, im Reich eines oder mehrerer Dämonen. Das Zimmer mit der gefährlichen Decke war gewissermaßen nur die Startbahn gewesen, um das Land hier unter mir zu erreichen.

Frei und leicht fühlte sich mein Körper an. Schwebend glitt ich tiefer, die große Todesangst lag hinter mir und hatte einem anderen Gefühl Platz geschaffen.

Erwartung!

Spannung und Erwartung. Ich war wirklich neugierig auf das, was mich da in Empfang nehmen würde.

Ich hatte bereits mehrere Dimensionssprünge hinter mir. Alle waren gleich gewesen, bis auf diesen einen hier. Bei den vorherigen Dimensionssprüngen waren meine Gefühle ausgeschaltet, da zählten nur die äußeren Einflüsse, ich war gewissermaßen zu einem Spielball fremder, unerklärlicher Kräfte geworden, aber hier konnte ich die Eindrücke voll aufnehmen. Ich bekam einen Überblick von dem, was mich hinterher erwartete.

Unter mir lag ein Land.

Es erinnerte mich an eine Wüste. Allerdings war sie nicht flach, wie man es oft von Sandwüsten gewohnt ist oder auf Bildern sieht, diese Wüste hier zeigte ein Gesicht, das aus Steinen und Felshaufen gebildet wurde.

Die Steine besaßen eine graue Farbe. Selbst aus dieser Entfernung sah ich, wie verwittert sie waren, als hätte jemand mit gewaltigen Hämmern oder Meißeln gegen sie geschlagen.

Ein Stein fiel mir besonders auf.

Schon in seiner Farbe stach er von den anderen ab. Er war nicht braun wie die anderen, sondern bläulich, und er sah aus wie ein großer Würfel oder Quader.

Quadratisch die Form, mit abgeschliffenen Ecken, lag er auf einem Felssockel und wurde von dünnen, grünen Adern durchzogen. Dieser Stein, das wußte ich sofort, mußte irgendeine Bedeutung haben.

Allerdings konnte ich mir nicht vorstellen, welche, aber es war typisch, daß ich mir bereits jetzt darüber Gedanken machte. Man ist eben zu sehr Polizist.

Von meiner Perspektive aus wirkte es, als würde ich genau auf den Stein zufallen.

Das täuschte.

Neben ihm erreichte ich den Boden und sank fast bis zu den Knöcheln ein, denn über dem Fels lag eine Sandschicht, fein wie Staub, von oben hatte ich sie nicht gesehen.

Ich blieb stehen.
Zunächst interessierte mich die Umgebung. Von oben her hatten die Steine wesentlich kleiner ausgesehen. Jetzt, wo ich neben ihnen stand, sah ich ihre wahre Größe.
Sie waren nicht so groß wie die »flaming stones«, diese magischen Steine irgendwo in England, deren Geheimnis ich bisher noch nicht ergründet hatte, auch ihre Form war anders. Sie sahen schlanker aus, und manchmal konnte man das Gefühl haben, zwischen zu Stein gewordenen Riesen zu stehen.
Nach oben blickte ich ebenfalls.
Vielleicht sah ich die Decke, irgendeinen Hinweis, aber da war nichts.
Nur der Himmel.
Hellblau schimmerte er, nicht mehr rötlich, wie ich beim Eintauchen gesehen hatte. Es war ein völlig normales Firmament, wie man es überall auf der Welt findet und besonders in den südlichen Ländern.
Befand ich mich vielleicht gar nicht in einer anderen Dimension? Hatte ich nur eine Reise mit ungewöhnlichen Mitteln gemacht? Vielleicht in die Vergangenheit? Das wäre nicht das erste Mal gewesen, da brauchte ich nur an den Vampir Fariac zu denken. Als ich gegen ihn und seinen Bruder kämpfte, war ich in der Vergangenheit gelandet. Aus diesem Grunde war meine Vermutung gar nicht so weit hergeholt.
Mein Blick glitt weiter. Ich orientierte mich dabei am Stand der Sonne und merkte, daß ich nach Norden schaute. Und dort in einer kaum wahrnehmbaren Ferne, hob sich etwas aus dem Dunst ab.
Es waren Berge.
Genau erkannte ich sie nicht, doch ich sah einen blaugrauen Streifen, leicht gewellt und im Sonnenlicht schimmernd.
Zur anderen Seite, also in Richtung Süden, fiel das Land irgendwie ab, als würde ich mich auf einem gewaltigen Plateau befinden. Da wuchsen auch der Horizont und die Erde zusammen, wobei sie eine flimmernde Linie bildeten.
Wo befand ich mich?
Diese Frage quälte mich, und ich empfand sie sogar als eine Folter.
Ich tastete meinen Körper ab.
Das Kreuz trug ich ebenso bei mir wie die Beretta. Ansonsten war ich unbewaffnet, die Dämonenpeitsche hatte ich Suko überlassen, er besaß auch noch seinen Stab, den Buddha ihm vererbt hatte.
Ich fragte mich, wie es Suko wohl ergangen sein mochte. Der würde große Augen machen, wenn er wüßte, wo ich gelandet war.
Aber das konnte ich selbst nicht wissen.
Auf jeden Fall war es heiß. Die Sonne brannte mir auf den Kopf, meine Haaren schützten kaum, und trotz der Hitze wollte ich weiter.

Es hatte schließlich keinen Zweck, hier sitzenzubleiben und darauf zu warten, daß etwas geschah.

Noch einen Blick warf ich in die Runde. Einen letzten, abschiednehmenden.

Meine Augen wurden groß. Ich hatte mir auch den viereckigen Stein angesehen und war überrascht, denn auf seinen Kanten flimmerte es leicht grünlich.

Es war das gleiche grüne Leuchten, das ich schon einmal gesehen hatte.

In dem Raum, dessen Decke von oben herabgekommen war. Und das Flimmern nahm Gestalt an.

Eine Gestalt, die mir bekannt vorkam.

Ich hatte das Gesicht schon einmal gesehen. Es war noch gar nicht so lange her, und es hatte mir von den vier Wänden meines Gefängnisses entgegengeschimmert.

Die Fratze des Dschinn!

Hier sah ich sie wieder. Und abermals schimmerte sie in oder auf einem Stein. Ihn selbst, den Dschinn, sah ich nicht. Nur eben das Gesicht, das eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Affen auswies, grün schillerte und von schmalen roten Streifen durchzogen war. Eine widerliche Visage. Ging ich allein von dem Anblick aus, so konnte ich mir vorstellen, wie brutal dieser Dämon in Wirklichkeit war. Brutal und gefährlich.

Noch war er gefangen.

Aber war er das wirklich?

Je länger ich darüber nachdachte, um so komischer wurde mir zumute. Ich glaubte nicht so recht an eine ewige Gefangenschaft.

Irgendwie lag etwas in der Luft. Trotz der Hitze rieselte mir eine Gänsehaut über den Rücken, die unsichtbare Gefahr spürte ich mit jeder Faser meines Körpers.

Angst empfand ich trotzdem nicht. Wer so etwas hinter sich hatte wie ich, der konnte eigentlich kaum noch Angst empfinden, nicht vor Dingen, wie ich sie sah.

Längst hatte sich in mir ein Entschluß gefestigt. Ich wollte hier weg.

Wenn ich mich wirklich irgendwo auf der Erde befand, dann würde ich wahrscheinlich auch auf eine Ansiedlung stoßen. Dabei war es egal, in welche Richtung ich schritt.

Einen letzten Blick gönnte ich dem Quader und auch den seltsamen Steinen. Automatisch zählte ich sie.

Es waren fünf an der Zahl.

Fünf?

Irgend etwas machte »Klick« in meinem Gehirn, und ich begann nachzudenken. Dabei vergaß ich, daß ich den Ort eigentlich verlassen wollte.

Bei den »flaming stones« waren es vier Steine. Deren Bedeutung kannte ich nicht, aber die Zahl fünf besaß eine völlig andere magische Basis.

Ursprünglich war sie die Symbolzahl für die altbabylonische Göttin Ischtar, zudem ist sie die Zahl des Pentagramms, fünf Sinne hat der Mensch nach herkömmlicher Rechnung: Sehen, Hören, Riechen, Schmecken und Fühlen, zudem gibt es fünf Seelenvermögen: das belebende, begehrende, empfindende, erregende und verständige, fünf Finger hat die Hand, fünf Wandelsterne stehen am Himmel, fünf Gruppen von Gattungen hat die Natur: Steine, Metalle, Pflanzen, Halbtiere und Tiere, und letztere haben fünf Klassen: Menschen, Vierfüßler, fliegende, schwimmende und kriechende Tiere. Fünf ist aber auch die Zahl des Kreuzes, entsprechend den fünf Wunden Christi.

Das letzte konnte ich wohl streichen, denn mein Kreuz hatte nicht reagiert.

Und doch mußten diese fünf Steine eine magische Bedeutung haben.

Ich führte meine Gedanken fort.

Da mir praktisch die Sonne auf den Pelz brannte und ich davon ausging, mich in einem südlichen Land zu befinden, konnte es durchaus möglich sein, daß ich irgendwo im Orient gelandet war. Das ehemalige Babylon lag ja auch nicht in Europa. Sollte hier vielleicht eine Gedenkstätte der altbabylonischen Göttin Ischtar erschaffen worden sein?

Von der Hand zu weisen war es im Prinzip nicht, es widersprach jedoch dem Auftauchen des Dschinn.

Wie paßten ein Dschinn und eine Göttin zusammen? Möglich war natürlich alles, und was ich über die Zahl fünf wußte, war mehr als wenig. Sicherlich gab es noch weitere Geheimnisse, die hier eine Rolle spielten, und die ich noch längst nicht ergründet hatte und sie auch wohl nie ergründen würde.

Jetzt hatte ich so lange nachgedacht und dabei mein eigentliches Vorhaben vergessen. Ich wollte ja weg.

Kaum hatte ich mich umgedreht, als ich die Gestalt sah. Sie stand genau dort, wo ich auch hatte hingehen wollen, und sie schien mich die gesamte Zeit über schon beobachtet zu haben…

***

Entweder oder!

Eine andere Alternative gab es nicht.

Suko schrie das magische Wort, das alles so verändern sollte und die Zeit anhielt.

»Topar!«

Vier Gegner hatte er.

Einen normalen Menschen und drei Wesen, die sicherlich nicht von dieser Welt stammten. Bisher hatte die Magie versagt, jetzt mußte es sich zeigen.

Die vier erstarrten!

Der Chinese hätte gern einen Jubelschrei ausgestoßen, doch er hielt sich vornehm zurück. Dicht über ihm schwebten die gefährlichen Waffen der Monsterwesen, so daß Suko noch nicht aufstehen konnte, ohne von ihnen berührt zu werden. Er mußte sich zur Seite rollen, kroch neben den Beinen her und sprang dann auf.

Fünf Sekunden nur.

Zwei davon waren sicherlich vergangen. Suko hätte diese drei gern entwaffnet, dazu blieb ihm jedoch nicht die Zeit. Er mußte weg und Hilfe holen.

Wo gab es den einfachsten Weg?

Durch das Lokal. Dabei dachte der Chinese auch ein wenig an sich. Er glaubte nämlich nicht, daß die anderen ihn verfolgen würden bei so vielen unbeteiligten Zeugen.

Er fand sich auf dem Gang wieder, orientierte sich während des Laufens, sah den Vorhang und auch den Spalt, der ihn in der Mitte teilte.

Aus ihm quoll Rauch. Für Suko ein Zeichen, daß hinter dem Vorhang das Lokal liegen mußte.

Er riß die rechte Hälfte zur Seite und hatte sich nicht getäuscht. Suko stürmte in den Gastraum hinein, und zwar so heftig, daß er den kleinen Tisch umriß, der dicht am Vorhang stand. Dort spielten zwei Gäste trotz der miesen Beleuchtung Domino. Die Männer kippten von ihren Stühlen.

Sukos Ellenbogen hatte sie gestreift.

Hinter sich, also vom Gang her, vernahm der Chinese den gellenden Wutschrei.

Kelim hatte ihn ausgestoßen. Er sah seine Felle sicherlich davonschwimmen, und Suko war auch hier im Schankraum noch nicht in Sicherheit.

Wenn es Kelim gelang, die Gäste zu alarmieren, dann konnte er einpacken. Sie würden sich mit Vergnügen auf ihn stürzen. Dieser Gefahr wollte Suko entgehen.

Suko hatte einen Vorteil. Sein Erscheinen war zu überraschend gekommen. Es hatte eingeschlagen wie eine Bombe. Bevor die Gäste überhaupt richtig begriffen, war Suko bereits in Nähe der Tür. Nur wenige Schritte trennten ihn noch. Auf seinem Weg hatte er abgeräumt.

Die schlechte Sicht und den schmalen Raum zwischen den einzelnen Tischen hatten einige Gäste mit Bodenkontakt bezahlen müssen. Sie fluchten und schrien.

Dann sprangen die ersten auf.
Und Suko hörte auch Kelims Stimme. Sie überschlug sich fast, als er kreischte: »Haltet ihn fest, diesen verdammten Ungläubigen. Er will fliehen…!«
Zwei Kerle stellten sich dem Chinesen tatsächlich in den Weg. Sie waren ziemlich kräftig. Einer hatte bereits ausgeholt, als Sukos Karateschlag ihn von den Beinen riß. Er fiel gegen seinen Kumpan.
Beide gingen zu Boden und behinderten auch einen dritten, der deshalb nicht eingreifen konnte.
»Nehmt die Messer!«
Dieser Befehl war wirklich das Letzte. Kelim mußte das Wasser bis zum Hals stehen, wenn er ihn gab.
Da wurde die Tür aufgezogen.
Ein neuer Gast wollte das Lokal betreten. Er öffnete Suko unbewußt den Fluchtweg.
Als die erste Klinge flog, hatte Suko den überraschten Mann schon zur Seite gestoßen und war draußen. Das Messer hieb rechts neben der Tür in den Rahmen. Dort blieb es zitternd stecken.
Suko hatte es geschafft.
Zum Glück sah er eine Lücke im Verkehr und jagte rasch über die Straße. Erst auf der anderen Seite drehte er sich um.
Man verfolgte ihn nicht. In der offenen Tür zeigte sich zwar eine Menschentraube, es wurden auch Drohgebärden gegen Suko ausgestoßen, aber niemand machte Anstalten, die Straße zu überqueren. Es waren eben zu viele Zeugen in der Nähe.
Kelim sah Suko nicht. Der Anführer hielt sich im Hintergrund. Er hatte schließlich einiges zu befürchten, und Suko war auch fest entschlossen, noch einmal in dieses Kaffeehaus zurückzukehren. Allerdings nicht allein, sondern mit einem Polizeiaufgebot.
John Sinclair war verschwunden oder tot. Allein diese Nachricht würde Sir James Powell, den Superintendenten und Johns Chef, auf die Barrikaden treiben.
Es gab natürlich einen Fehler in der Rechnung. Die Gegner hatten Zeit genug, das Weite zu suchen. Sie konnten fliehen, Suko und die Polizisten würden das Nachsehen haben. Aber daran war nichts zu ändern. Auf dem Weg zum Parkplatz, wo der Chinese seine Harley abgestellt hatte, passierte er auch eine Telefonzelle. Das rote Häuschen war leer. Vor einem Teenager, der Suko vor Wut die Zunge rausstreckte, enterte er die Kabine.
Die Durchwahlnummer hatte er im Kopf. Er hoffte, Sir James noch im Büro vorzufinden. Wie an vielen Tagen, so arbeitete der Superintendent auch an diesem Abend länger.
Er selbst hob ab.
Suko meldete sich. Seine Stimme klang ruhig, obwohl er innerlich

nervös war, was bei ihm selten vorkam. Er schilderte die Begebenheiten, und Sir James hörte genau zu.

»Wie viele Leute brauchen Sie?« fragte er.

»Man muß das Kaffeehaus abriegeln. Zudem weiß ich nicht, wie es an der Rückseite aussieht.«

»Ich werde eine halbe Hundertschaft anfordern.«

»Das wird sicherlich reichen, Sir.«

»Und was ist mit John? Sind Sie sicher, daß er nicht mehr lebt?« Sir James' Stimme klang belegt.

»Sicher nicht.«

»Sie haben ihn nicht gesehen?«

»Das war nicht möglich, Sir. Die Decke hatte den Boden berührt. Ich sah nur das Blut.«

»Das reicht, Suko. Bleiben Sie in der Nähe. Ich werde auf jeden Fall selbst vorbeikommen.«

»Bis dann, Sir.«

Suko hängte ein. Als er die Zelle verließ, giftete ihn der Teenager an.

Der Chinese hörte gar nicht hin, er hatte jetzt andere Sorgen. Es ging um das Leben seines besten Freundes.

Suko schritt den gleichen Weg zurück, den er gekommen war. Von den zahlreichen Passanten hatte niemand etwas bemerkt. Völlig normal lief der Betrieb weiter. Auch das Kaffeehaus fiel nicht auf. Keiner ahnte, was sich hinter der Fassade alles abspielte, welch ein Horror dort lauerte.

Bald würde es hier anders sein. Eine halbe Hundertschaft Polizisten, Männer, die ihr Handwerk verstanden, das hatten sie in den letzten Wochen unter Beweis stellen müssen, als Demonstrationen London erschütterten.

Der Chinese dachte nicht daran, eine passive Rolle zu spielen. Er wollte mit dabei sein. Zudem war er jetzt gewarnt. Auch sah er nicht ein, das Kaffeehaus auf dem offiziellen Weg zu betreten, sondern von der Rückseite aus.

Er suchte sich das Nachbarhaus aus, wo der Meister immer noch im Schaufenster hockte und auf seinem angeblich echten Silberschmuck herumhämmerte.

Der Eingang zum Geschäft befand sich im Flur und nicht direkt neben dem Schaufenster.

Gemeinsam mit zwei Frauen betrat Suko den schmalen düsteren Flur.

Während die Frauen sich nach links wandten und in das Geschäft gingen, schritt Suko geradeaus weiter.

Er hatte die Hoftür schon gesehen. Sie lag am Ende des Flurs und besaß in der oberen Hälfte eine schmale Milchglasscheibe, durch die Licht schimmerte.

Niemand achtete auf den Chinesen, als er den Flur durchlief und bis

zur Tür ging. Er hoffte nur, daß sie nicht verschlossen war. Sie war es nicht.

Mein Freund zog sie auf und schaute in einen Hinterhof. Typisch Soho. Zwei Yards hinter der Tür endete das holprige Kopfsteinpflaster.

Die Mülltonnen standen links. Ein alter Mann hockte auf einer Gemüsekiste, schaute Suko aus kleinen Augen an und schnitzte an einem Stück Holz.

Er hockte im Schatten einer Mauer, die den Hof vom Nachbargrundstück trennte.

Suko grinste dem Mann zu und sprang neben ihm in die Höhe, wobei er den Rand der Mauer umklammerte.

»Du kannst auch die Tür nehmen«, sagte der Alte.

»Mach dich lieber dünn!« rief Suko, »hier erscheinen gleich 50 Bullen.«

»Was?«

Suko hockte schon auf der Mauer. »Keine Lüge, Alter. Die räumen bestimmt auf..«

»Danke.« Der Mann ließ das Messer verschwinden, nahm die Kiste und lief, als wäre seine Frau mit schwingendem Kochlöffel hinter ihm her.

Der Chinese sprang in den Hof.

Man merkte, daß sich in der Nähe ein türkisches Lokal befand. Es roch dementsprechend. Knoblauch und anderes Zeug, das Suko nicht kannte, vermischte sich zu einem penetranten Gestank.

Zum erstenmal sah Suko die Hintertür von außen. Früher waren hier auch mal Fenster gewesen, doch die hatte man zugemauert. Die Steine waren heller als das Mauerwerk.

Eigentlich wies nichts auf eine überstürzte Flucht der Türken hin. Es war alles ruhig. Als Suko sein Ohr gegen die Tür legte, hörte er auch keinerlei Geräusche, sondern nur die für seine Ohren schrille Musik.

Alles ging normal weiter.

Die Tür war allerdings verschlossen. Da eine Polizeiaktion geplant war, hatte der Chinese keinerlei Hemmungen, sich den Weg freizutreten.

Er mußte zweimal Anlauf nehmen, um freie Bahn zu bekommen. Dann krachte die Tür nach innen.

Diesen Gang kannte der Chinese.

Er führte auch an der schmutzigen Toilette vorbei und anschließend in das Lokal, wo die Männer hockten, Kaffee tranken und Tee und so gar kein Wässerchen trüben konnten.

Die Musik wurde lauter, auch das Stimmengewirr hörte Suko, und dann betrat er die Gaststube.

Es war wie immer.

Kelim stand an der Maschine, die Gäste hockten an den Tischen.

Rauch schwängerte die Bude, die Musik malträtierte Sukos Ohren.

Der Chinese wandte sich sofort der Theke zu und lehnte sich dagegen. Kelim schaute auf.

Suko grinste. »Kennen wir uns nicht?« fing er an.

»Wieso?«

»Ich hätte gern das gleiche wie vorhin!« bestellte Suko.

»Was war das?«

»Du kannst dich also nicht erinnern?«

»Wieso sollte ich? Waren Sie schon mal hier? Ich hätte mich bestimmt erinnert. Fremde kommen selten hier rein. Das ist mehr was für Landsleute, wissen Sie.«

»Klar, aber ich war trotzdem hier. Und mir gefällt es auch. Ebenfalls wird es der Polizei gefallen, die nämlich auf dem Weg ist. Was sagen Sie dazu?«

Kelim hob die schrankbreiten Schultern. »Ich bin mir keiner Schuld bewußt, und mit der Polizei habe ich ein gutes Verhältnis. Wirklich, da kann man mir nichts nachsagen.«

»Du bist sowieso ein Unschuldsengel!« zischte Suko durch die Zähne.

»Nein. Keiner von uns ist ohne Schuld.« Kelim grinste feist. »Aber wenn man den Geboten des Korans folgt, so wird es schwerfallen, Schuld auf sich zu laden.«

»Du solltest als Sprücheklopfer auftreten!« konterte Suko und drehte sich ab.

Die Tür wurde aufgestoßen. Gleichzeitig drang der Lärm von draußen mit herein. Da brandeten Stimmen, und über Megaphon wurden Befehle gegeben. Sie klangen nach einer Durchsuchung und einer Abriegelung des Gebäudes.

Suko schaute Kelim an. Der Türke schien keine Nervosität zu kennen, er hatte sich ausgezeichnet in der Gewalt, und Suko beschlich langsam ein ungutes Gefühl.

Als einer der ersten betrat ein Mann das Kaffeehaus, den Suko kannte. Chiefinspektor Tanner, der Leiter der Mordkommission. Sein Markenzeichen war ein alter Filz, den sicherlich schon sein Großvater getragen hatte. Ohne diesen Hut konnte man sich Tanner überhaupt nicht vorstellen. In seinem Mundwinkel klebte die Pfeife, wie immer trug er den für seine Größe viel zu langen grauen Mantel, und er bahnte sich mit beiden Händen einen Weg.

»Laßt die Tür auf, damit der Gestank mal rauszieht!« rief er.

Suko winkte ihm zu.

Tanner kam, blieb neben dem Chinesen stehen und deutete auf Kelim.

»Ist das der Besitzer?«

»Ja.«

Tanner wechselte den Blick zu Suko. »Und wo ist Sinclair? Sir James

persönlich rief mich an und sagte…«

Suko unterbrach ihn durch eine Handbewegung. »Kommen Sie mit, ich werde Ihnen alles zeigen.«

»Und der bleibt auch bei uns.« Damit meinte der Chiefinspektor den Türken Kelim.

Inzwischen hatten sich die Beamten im Lokal verteilt. Keiner kam mehr raus, die Männer kannten ihren Job.

Suko ging vor. Er nahm nicht die Tür, sondern lenkte seine Schritte auf den Vorhang zu, weil er direkt in den Gang wollte, wo auch das Zimmer lag, in dem sich der Tote befand. Der Chinese und der Chiefinspektor hatten Kelim in die Mitte genommen. Er sollte keine Chance zur Flucht bekommen. Zusätzlich hatten sich noch zwei weitere Beamte angeschlossen.

»Hier ist es«, sagte Suko und blieb vor der entsprechenden Tür stehen.

»Sollen wir öffnen?« fragte Tanner und meinte Kelim damit.

»Nein Sir, Sie können.«

Suko zog die Tür auf. Sie schwang nach außen, und die beiden Männer schauten in ein leeres Zimmer.

Das seltsame Gefühl, das Suko überkommen hatte, war also keine Täuschung gewesen. Die Gegenseite hatte blitzschnell reagiert, und es sah nach einer Blamage aus.

Tanner und der Chinese schauten in den Raum. Kein Blut auf dem Boden, eine normale Decke. Nur in einer Ecke standen ein paar hellbraune, prallgefüllte Säcke.

»Was ist darin?« fragte Tanner.

»Kaffee!«

Chief Tanner schaute nach. Kelim hatte nicht gelogen. Es befanden sich tatsächlich Kaffeebohnen darin.

Suko schaute den Türken von der Seite an. Er sah das Grinsen in dessen Gesicht, diesen unverhohlenen Triumph, und er wußte Bescheid.

Aber beweisen konnte man ihm nichts, und für Chiefinspektor Tanner zählten eben nur Beweise.

»Wo ist Chief Tanner?« Vom Flur her hörten beide eine markante Stimme. Sie gehörte Sir James Powell.

Suko winkte dem Superintendenten zu. »Kommen Sie, Sir, dies ist das Zimmer.«

Powell blieb in der Tür stehen. Die beiden hatten ihm Platz geschaffen, so daß Sir James einen Blick in das Zimmer werfen konnte.

»Da ist nichts«, murmelte Suko.

Sir James drehte sich um. »Sind Sie sicher, daß es dieser Raum gewesen ist?« fragte er Suko.

»Natürlich.«

»Leer«, stellte Sir James fest. »Bis auf diese Säcke.« Er streckte den Arm aus. »Sind sie schon untersucht worden?«

»Ja, Sir«, sagte Chief Tanner. »In den Säcken befindet sich Kaffee.«

Der Superintendent hatte sich bereits zu Kelim umgedreht. Der Türke duckte sich regelrecht, als ihn ein harter Blick traf. Sir James sah heute irgendwie gefährlich aus. »Was oder wer befindet sich noch in dem Haus?« wollte er wissen.

»Wohnungen.«

»Und wer wohnt da?«

»Landsleute von mir.«

»Wem gehört das Haus?«

»Mir, Sir.«

»Sie haben es gekauft?«

»Ja, Sir.«

»Woher hatten Sie das Geld?«

»Geliehen, Sir.«

»Wer hat Ihnen das Geld geliehen?« Sir James stellte die Fragen knallhart.

»Ich habe es aus meiner Heimat. Ein Onkel…«

»Keine Terror-Organisation?«

»Nein. Von so etwas habe ich keine Ahnung.«

Sir James hatte Kelim genug gefragt. Er wandte sich wieder an Chief Tanner. »Wird das Haus durchsucht?«

»Meine Leute sind dabei.«

»Jedes Zimmer soll unter die Lupe genommen werden, haben Sie verstanden?«

»Klar, Sir.«

»Sie bleiben in der Nähe«, wies Sir James den Türken an.

»Natürlich. Ich habe mir nichts vorzuwerfen.«

»Das ist noch nicht sicher.«

Kelim schwieg und senkte den Blick. Er führte die Männer anschließend nach oben. Die Holztreppe hatte Suko zuvor nicht gesehen. Sie war bedenklich steil.

Schon in der ersten Etage fielen die zahlreichen Wohnungen auf. Der Geruch wurde hier eher schlechter als besser, die warme Luft staute sich hier.

Zahlreiche Mieter lagen in den Betten. Vier Liegen pro Zimmer, das konnte man schon als menschenunwürdig bezeichnen. Kelim machte hier das große Geschäft. Ein Türke nahm seine Landsleute aus.

In jeden Raum schauten die Führungskräfte. Zwar hatten die Polizisten hier schon nachgesehen, aber Chief Tanner und Sir James wollten sich überzeugen. Suko begleitete sie.

Der Chinese hielt sich neben dem Superintendenten. »Ich verstehe

das nicht, Sir, die können doch die Beweise nicht so schnell verschwinden lassen?«

»Normalerweise nicht, aber hier stecken alle unter einer Decke. Da hält jeder dicht.«

»Und auch dieser Mechanismus, mit dem man die Decke in Gang bringen kann, muß zu finden sein.«

»Wir werden ihn suchen.« Der Mut und die Zuversicht des Superintendenten waren ungebrochen.

Suko rechnete nach. Das Zimmer, das direkt über dem bewußten lag, wo Suko das Blut gesehen hatte, mußte sich auf der rechten Seite befinden.

Suko machte Sir James darauf aufmerksam.

»Sehen wir nach«, sagte der Superintendent und nickte. Mit dem Fuß drückte Suko die schon offene Tür weiter auf.

Eine Überraschung erwartete die Männer zwar nicht, aber sie wunderten sich trotzdem. Hier standen nur zwei Betten, zudem war der Raum auch kleiner.

Dicht hinter der Tür blieben die Männer stehen. Die drei Polizisten hatten sich gewundert, und es war Sir Powell, der die entsprechende Frage stellte.

»Wie ist es möglich, daß dieser Raum nur die Hälfte der sonstigen Ausmaße besitzt?«

»Das weiß ich nicht, Sir«, erwiderte Kelim devot. »Es war schon so, als ich das Haus kaufte.«

Suko hatte den Türken bei dieser Antwort genau beobachtet. Deutlich sah er das Zucken der Wangenmuskeln, und auch die winzigen Schweißperlen auf der Stirn. Kelim machte einen nervösen Eindruck.

Hier stimmte etwas nicht. Dieses Zimmer kam auch Suko sehr verdächtig vor. Die Polizisten hatten den Raum bereits durchsucht, aber nichts gefunden. Suko wollte daran nicht glauben, auch Chief Tanner und Sir James hatten gewisse Zweifel, was man ihren Gesichtern durchaus ansah.

Tanner verließ das Zimmer, ging in den Flur und war wenig später wieder da. Seinem knautschigen Gesicht war nicht anzusehen, was er dachte. »Etwas ist faul«, stellte er fest. »Da dieses Zimmer kleiner ist, müßte auch der Abstand zur nächsten Tür geringer sein. Das ist nicht der Fall. Etwas stimmt hier nicht«, bestätigte er seine erste Behauptung.

»Ich wüßte nicht was.« Kelim hob die Schultern. »Gentlemen, ich bin mir keiner Schuld bewußt. Dieses Zimmer ist kleiner, sicher, aber ich habe doch…«

Suko ließ ihn nicht ausreden. Er ging auf die Wand zu und klopfte dagegen.

Dumpf hörte es sich an. Dumpf, aber nicht hohl.

»Eine Mauer«, murmelte er, »wie auch bei den anderen Räumen. Scheint wirklich in Ordnung zu sein.« Als er den letzten Satz sprach, schielte er mit einem Auge Kelim an.

Der atmete sichtlich auf.

Genau das war für Suko der Beweis, daß doch etwas faul war im Staate Dänemark. Kelim sollte sich wundern. Suko würde ihm nicht auf den Leim gehen.

Er klopfte weiter.

Kelim stand auf dem Sprung und plötzlich zuckte er ebenso zusammen wie der Chinese.

Hohl…

Sukos Finger war auf eine Stelle gestoßen, wo es hohl klang. Hinter der Wand mußte sich irgendein Raum befinden, der für Fremde nicht zugänglich war.

Der Chinese beeilte sich. Er klopfte die Stelle genauer ab, tastete sich dabei von oben nach unten vor und nickte zufrieden, als er die Umrisse einer Tür herausfand.

»Eine Geheimtür!«

Jeder schaute Kelim an und wartete auf eine Erklärung. Tanner ging zur Tür und winkte zwei seiner Männer heran, die vor der Schwelle Aufstellung nahmen.

Sie blieben dort stehen wie Zinnsoldaten und beobachteten nur.

Sir James Powell jedoch drehte sich zu Kelim um. Er musterte ihn eine Weile, dann sagte er: »Erzählen Sie nur nicht, Mr. Kelim, Sie hätten von dieser Tür nichts gewußt?«

»Nein, Sir, wirklich…«

»Was befindet sich dahinter?« Sir James' Stimme klang scharf.

»Keine Ahnung, Sir!«

»Aufbrechen!« verlangte der Superintendent.

Chief Tanner winkte seinen Beamten. Suko stand noch an der Tür.

Durch die Tapete war sie gut verdeckt worden. Man entdeckte die Umrisse nur, wenn man direkt davorstand. Wirklich raffiniert gemacht.

Die beiden Beamten nahmen Anlauf. »Zu…gleich…«

Sie warfen sich vor, krachten gegen die Tür, und schon beim ersten Anlauf gab sie nach.

Kelim wollte sich in Richtung Ausgang verdrücken, doch Suko vertrat ihm den Weg.

Der Türke grinste nur schief.

Der Raum hinter der Tür war etwa ebenso groß wie das Zimmer, in dem sie standen. Es gab sogar einen Lichtschalter. Sir James kippte ihn um, während sich die beiden Polizisten vom Boden erhoben und Staub von ihren Uniformen klopften.

Es gab keine Betten oder Schränke in dem Raum. Dafür eine technische Einrichtung, eine Maschine, die aussah wie ein Generator oder ein großer Elektromotor. Rot leuchtete ein Schalter.

»Das ist der Mechanismus für die Decke«, sagte Suko bestimmt. Er hatte keine Zweifel mehr.

Die anderen nickten.

Kelim war blaß geworden. Er kaute auf seiner Unterlippe. Mit einemmal schwammen seine Felle weg. Seine Sicherheit bröckelte ab wie alter Putz von einer Hauswand.

»Da liegt ein Toter!« Chief Tanner hatte den Satz hervorgestoßen, und die Männer hielten den Atem an.

Jeder dachte sofort an einen Mann. John Sinclair!

Während die beiden Beamten an der Tür zum Gang standen, drängten sich Sir James, Chief Tanner und Suko in dem neu entdeckten Raum und schauten nach.

Die Leiche lag in der linken Ecke, dicht neben der Wand. Sie sah schrecklich aus, und selbst Suko hatte plötzlich Schweißperlen auf der Stirn.

»Ist er das?« murmelte Chief Tanner.

Sir James persönlich bückte sich. Er schaute genau nach. Sekunden verstrichen in atemlosem Schweigen. Sukos Gesicht wirkte wie eine Plastik aus Granit.

Endlich erhob sich der Superintendent. Er schaute die Männer an und schüttelte den Kopf. »No, Gentlemen«, stellte er fest. »Das ist nicht John Sinclair. Man kann es nur anhand der Kleidung erkennen und auch der Haare.«

Ein Beobachter hätte die Steine sicherlich poltern hören können, die den Männern vom Herzen fielen.

»Wenn es John nicht ist«, meinte Suko, »wer ist es dann?«

»Wir fragen den Türken«, sagte Chief Tanner. Er drehte sich zu Kelim um.

Der reagierte blitzschnell. Er drehte förmlich durch, weil sein Lügengebilde wie ein Kartenhaus zusammenstürzte. Der Türke schüttelte das Messer aus dem Ärmel, und bevor noch jemand eingreifen konnte, hatte er Sir James gepackt und drückte ihm die Schneide genau gegen die, Kehle…

***

Der Alte war nicht stehengeblieben, sondern langsam vorgegangen.

Aus diesem Grunde konnte ich auch sehen, daß er seine Jahre auf dem Buckel hatte.

Er ging gebeugt, seine Gestalt war zudem noch zusammengesunken, und er trug einen langen Mantel, dessen Kapuze er trotz der Hitze oder vielleicht deswegen über seinen Kopf gestreift hatte. Er hielt

genau auf mich zu, und ich gab mein Vorhaben erst einmal auf. Vielleicht konnte mir dieser Mann weiterhelfen. Kriegerische Absichten schien er mir nicht zu haben, sonst hätte er sich anders verhalten. Ein heißer Wind fuhr ihm entgegen, packte den Mantel und ließ ihn flattern. Auch mir trieb der Wind kleine Körner und Staub ins Gesicht, ich schloß die Augen und öffnete sie erst wieder, als auch der Windstoß vorbei war.

Bis auf gut fünf Schritte hatte sich der Alte genähert. Die Sonne stand hinter ihm. Ihre Strahlen brannten auf seinen Rücken. Ich ging ein wenig zur Seite, damit ich etwas Schatten hatte und nicht in den grellen Ball zu schauen brauchte.

Grüßend hob der Mann die rechte Hand.

Ich grüßte zurück.

Alles kam mir so unwirklich vor. Wenn ich daran dachte, daß ich noch vor kurzem in dem türkischen Kaffeehaus gesessen hatte und mich jetzt in einer wüstenähnlichen, fast menschenleeren Einöde befand, dann war es fast leicht, an einen Traum zu glauben.

Es war kein Traum. Die Steine waren existent, ebenso wie ich oder der alte Mann.

»Wer bist du?« fragte er mich.

Ich verstand ihn, obwohl er ein schreckliches Kauderwelsch sprach.

Eine Mischung aus mehreren Sprachen.

»Mein Name ist John Sinclair.«

»Dann bist du es.«

Jetzt war ich überrascht. Hier in einem letzten Winkel der Welt schien man mich zu kennen. Der Mann kam mir plötzlich vor, als hätte er auf mich gewartet.

»Wer soll ich sein?«

Da lächelte er wissend und weise zur gleichen Zeit, bevor er antwortete: »Das ist eine sehr lange Geschichte.« Er kam noch näher und ließ sich auf dem Boden nieder, wobei er im Schneidersitz platznahm.

Ich konnte ihn mir genauer anschauen. Sein Alter zu schätzen, war schwer. Er konnte 100 oder auch nur 70 Jahre alt sein. Sein Gesicht war übersät von Falten und Runzeln, die sich in seine sonnenverbrannte Haut eingegraben hatten. Doch die kleinen Augen blickten klar und hell.

Sie sagten mir, daß dieser alte Mann längst nicht senil oder ein Greis war.

Bevor ich seine Geschichte erfuhr, wollte ich doch wissen, wo wir uns hier befanden, und danach erkundigte ich mich.

Da hob er die Schultern und sagte: »Was sind schon Länder und Orte, wenn es um die schreckliche Macht des Dschinns geht. Noch ist er gefangen, aber die Zeit ist reif, um ihn zu erwecken, und dich hat man

dazu ausersehen.«

Ich ging auf den Dschinn gar nicht weiter ein, sondern fragte noch einmal nach dem Land.

»Ihr nennt es Türkei, dieses große, herrliche Land. Wir befinden uns im Süden, in der Provinz Toros. Bis zum Meer ist es nicht weit, aber für dich spielt dies keine Rolle. Du bist hier im Tal der Steine, dem Begräbnisplatz des Dschinns, und ich werde als der Hüter der Steine bezeichnet. Ich habe sie zu überwachen, wie es mein Vater und meine Vorväter getan haben. Seit undenklichen Zeiten sind wir die Hüter der Steine und geben gleichzeitig darauf acht, daß er in seinem Gefängnis gefangen bleibt.«

Ich deutete auf den Quader. »Steckt er dort?«

»Ja, das ist sein Gefängnis. Es ist wie die Geschichte vom Flaschengeist, die du sicherlich kennst. Wer den Dschinn aus seinem Gefängnis holt, in dem er die Jahrtausende gesessen hat, der wird mit dem Tode bestraft. Dich hat man dazu ausersehen, ihn zu befreien.«

»Ich denke gar nicht daran«, sagte ich forsch.

Der alte Mann hob die Hand. »Du bist jung, mein Freund. Deine Reaktion ist verständlich. Und du kannst nicht alles allein schaffen, die anderen sind zu mächtig. Ich habe vorausgesehen, daß es so kommen wird und deshalb um Hilfe gebeten. Ich hoffe, daß mich diese Hilfe erreichen wird. Kommt sie früh genug, dann bist auch du gerettet. Kommt sie zu spät, werden wir beide ein Opfer des Dschinns.«

Die Worte hatte ich genau verstanden. »Wie alt ist der Dschinn, hast du gesagt?«

»Uralt.«

»Kannst du mir keine Zahlen sagen?«

»Doch, aber nicht direkt. Es gab ein Land, das in ferner Zeit vom Meer verschlungen wurde und nie wieder aufgetaucht ist. In diesem Land hat der Dschinn bereits gelebt, sich vor dem Untergang aber abgesetzt und ist an diese Küste gekommen.«

Er schwieg und gab mir die Zeit, meine Gedanken zu ordnen. Der alte Mann hatte von einem versunkenen Land gesprochen. Da gab es eigentlich nur eins, was er gemeint haben konnte.

Atlantis!

Dieser gewaltige Kontinent war in den Fluten versunken, doch inzwischen gab es Anzeichen, daß einige Menschen überlebt und sich fortgepflanzt hatten. Alte Atlanter, die irgendwo auf der Erde verstreut lebten und durch dessen Adern noch das Blut ihrer Vorfahren floß. Ich selbst hatte den Untergang dieses gewaltigen Kontinents miterlebt und war im letzten Moment davongekommen. In Atlantis war ich auf den Schwarzen Tod getroffen, ich hatte alte Feinde getroffen und festgestellt, daß es in diesem Land eine Magie gab, die unfaßbar,

ungeheuer und auch noch unerforscht war.[3]

Atlantische Magie hatte bestanden, doch bisher war nur ein Zipfel ihres Geheimnisses bekannt.

Aus diesem Atlantis mußte auch der grüne Dschinn stammen, und irgend jemand hatte ihn in einen Stein verbannt.

»Wer hat den Dschinn in sein Gefängnis gesteckt?« wollte ich wissen.

»Es war ein Weiser, ein Heiliger. Er hat hier an dieser Küste gelebt und meditiert. Ihn wollte der gefährliche Dschinn auf seine Seite ziehen, doch er hat sich nicht mit ihm eingelassen. Er ging seinen eigenen Weg, und die Götter unterstützten ihn, wobei es ihm gelang, den Dschinn zu besiegen. Das war nicht einfach. Er benötigte Jahre und mußte große Vorbereitungen treffen, denn man konnte den Dschinn nicht überlisten. Zudem hatte er seine Diener mitgebracht. Fünf waren es an der Zahl, die fünf Riesen. Auch sie mußten ausgeschaltet werden, was der Einsiedler schaffte. Er höhlte die großen Steine hier aus, die du siehst, und so gelangten die fünf Diener des Dschinn in die Steine hinein, wo sie für alle Ewigkeiten gefangen bleiben sollten. Dann erst schloß der Einsiedler mit dem Dschinn eine Wette ab. Es ging um Leben und Tod. Wenn der Dschinn es trotz seiner Größe fertigbrachte, in diesen Stein hineinzukriechen und dort einige Tage blieb, dann wollte der Einsiedler für immer sein Diener sein und dem Geist sogar das Leben schenken. Der Dschinn ging auf dieses Geschäft ein, er wurde zu einem nebelhaften Gebilde und verschwand in den Poren des Gesteins. Allerdings wußte er eins nicht. Das Blut eines Gerechten würde es ihm unmöglich machen, den Stein wieder zu verlassen. Als er in den Quader hineintauchte, da nahm der Eremit einen scharfen Stein und schnitt seinen eigenen Arm auf. Das Blut tropfte auf den Quader, drang in die Poren und verschloß so das Gefängnis des Dschinns. Der Geist hat alles versucht, um den Stein wieder zu verlassen. Es gelang ihm nicht. Das Blut eines Gerechten war stärker als er. Der grüne Dschinn blieb gefangen. Bis heute.«

Ich hatte aufmerksam und gespannt zugehört. Diese Geschichte faszinierte mich. Wieder einmal bestätigte es sich, daß alte Legenden und Sagen sehr oft der Wahrheit entsprachen, wie ich es auch hier erlebte.

»Wer war denn dieser Eremit?« wollte ich wissen.

»Der Stammvater meiner Familie, denn er hat sich für die Welt geopfert. Er blutete völlig aus und starb, während der Dschinn gefangen war.«

»Und warum kann er jetzt freikommen?« wollte ich wissen.

»Moment, mein Freund«, sagte der Alte, »ich bin mit meiner Geschichte noch nicht am Ende. Dieser Eremit besaß einen Bruder. Er war der Gründer unserer Familie und kannte die Geschichte, denn der Eremit hatte alles auf eine Rolle geschrieben. Jeweils der älteste

mußte mit seinem Blut dafür sorgen, daß der grüne Dschinn immer gefangen blieb. Es war ein schweres Erbe und nicht immer leicht durchzuführen, doch in meiner Familie war man sich der Verantwortung bewußt. Immer fand sich jemand, der sich opferte. Er spendete sein Blut für den Stein und auch für die fünf gefangenen Diener des Dschinns. Nun bin ich an der Reihe, mein Blut zu spenden, aber ich weiß jetzt schon, daß ich es nicht schaffe. Ich bin alt und krank. Widrige Umstände ließen mich erst jetzt dazu kommen, diesen Platz hier zu besuchen. Mein Blut ist wenig geworden, es ist alt, kraftlos, und ich glaube nicht, daß ich es schaffen kann. Der Beweis bist du?«

»Wieso?«

Der alte Mann lächelte. »Weil geschrieben steht, daß irgendwann jemand kommen wird, der den Dschinn befreit. Ich ahnte es, habe auch Gegenmaßnahmen getroffen, doch sie reichen nicht, wie ich jetzt feststellen muß.«

»Dann kann ich doch mit meinem Blut…«

»Nein, dein Blut wird nichts nützen. Es ist edel von dir, dich anzubieten, doch du gehörst nicht zu unserer Familie, und ich bin der Letzte. Meine drei Söhne sind gestorben, weil die Zeiten sich geändert haben. Sie wurden hingerichtet, da sie gegen das System und die herrschende Klasse waren. Sie wollten auf meine Warnungen nicht hören, ich habe sie immer an ihre Verantwortung erinnert, aber sie lachten nur und mußten mit ihrem Leben bezahlen. Inzwischen war noch etwas geschehen. Es gibt eine Gruppe von Menschen, die sich der alten Legende erinnerte. Und sie wollten dem Dschinn dienen, sie wollen ihn befreien und seine Macht vergrößern. Einen Teil haben sie geschafft. Drei Diener sind frei, zwei noch gefangen. Aber schon die drei besitzen eine ungeheure Macht, und sie halten sich irgendwo auf der Welt versteckt. Niemand kennt den Ort.«

»Doch, ich!«

Jetzt war es der Alte, der Überraschung zeigte. »Du kennst ihn, mein Freund?«

»Ja.« Ich hatte Vertrauen gefaßt und berichtete, was mir widerfahren war.

Schweigend hörte der alte Mann zu, hin und wieder nur nickte er, wobei sein Gesicht einen noch ernsteren Ausdruck annahm, denn er wußte um die Gefahren, die drohten.

»Daß es schon so weit gekommen ist, hätte ich nie gedacht«, flüsterte er.

»Können wir noch etwas machen?«

»Möglich. Wir müßten versuchen, ein Entkommen der letzten beiden zu verhindern.«

»Wie?«

»Es existiert eine Waffe, mit der du nicht nur sie töten kannst, sondern vielleicht auch den Dschinn. Das allerdings weiß ich nicht so genau.«

»Was für eine Waffe ist das?«

»Das Schwert mit der goldenen Klinge!«

Ich mußte den Alten wohl wie ein Kalb angesehen haben, denn er lächelte. »Was hast du, mein Freund? Die Waffe ist sehr ungewöhnlich.«

»Das ist sie in der Tat«, erwiderte ich, und meine Gedanken schlugen wahre Purzelbäume.

Ich dachte an ein Mädchen. Schwarze lange Haare, über 10 000 Jahre alt, auf der Suche nach dem Trank des Vergessens, durch dessen Einnahme es ihm ermöglicht wurde, das Totenreich zu durchwandern.

Dieses Mädchen war bereits einmal gestorben und lebte trotzdem weiter.

Es stammte aus dem Totenreich und war seit einigen Monaten die Begleiterin von Myxin, dem Magier.

Ihr Name: Kara!

»Was hast du?« fragte der Alte. »Welche Gedanken schwirren in deinem Kopf herum und plagen dich?«

Tief holte ich Luft. Es war ungeheuerlich, was ich aussprechen wollte, aber ich mußte es dem Mann sagen. »Ich glaube die Waffe zu kennen, Alter.«

In den Augen las ich Erstaunen. Der Mann schüttelte den Kopf. »Das ist unmöglich, es käme einem Wunder gleich.«

»Befindet sie sich in der Hand einer Frau?« Ich tastete mich an das Ziel heran.

»Ja, das stimmt.«

»Und heißt diese Frau zufällig Kara?«

»Das stimmt auch.«

»Dann ist es die, die ich meine. Sie und den Magier Myxin kenne ich sehr gut. Die beiden haben oft genug mit mir zusammengearbeitet. Wir haben so manches Mal gegen die gefährlichen Dämonen gekämpft und sind gegen die Mächte der Finsternis angetreten.«

Der Alte hörte die Worte, schaute mich an und erhob sich. Er reichte mir kaum bis zur Schulter, jetzt hob er auch den Kopf, als er mich anschaute. »Wer bist du, John Sinclair?«

»Das habe ich dir doch schon gesagt.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, mein Freund, so einfach mache ich es dir nicht. Du bist ein besonderer Mann, das weiß ich genau. Du bist ein…«

»Geisterjäger«, vollendete ich.

»Geisterjäger John Sinclair«, wiederholte er. »Gehört habe ich von dir noch nichts.«

»Das ist nicht weiter tragisch. Ich meine, unsere Gegner haben sich den Falschen ausgesucht. Ich bin nicht gewillt, den grünen Dschinn zu befreien. Sie haben den Bock zum Gärtner gemacht.«

Der Alte schüttelte den Kopf. »Daran kann ich einfach nicht glauben. Sie begehen keine Fehler.«

»In diesem Fall ja. Alles war vorbereitet, bis einer die Sache verraten hat. Vielleicht sollte er derjenige sein, der den Dschinn erweckt.«

Der weise Mann nickte. »Das ist möglich. Der Mann scheint in letzter Sekunde einen Rückzieher gemacht zu haben, und jetzt sind die Diener des Dschinn an den Falschen geraten. Trotzdem haben wir nicht gewonnen, sondern sie.«

Der Mann zeigte sich sehr pessimistisch. Ich teilte seine Auffassung nicht. »Noch schmort der Dschinn in seinem Stein. Und dort soll er auch weiterhausen, bis ihn jemand erweckt, aber der werde ich nicht sein. Vielleicht können wir den Stein auch ins Meer schaffen oder an eine andere ungefährdete Stelle.«

»Du kennst ihn nicht«, sagte der Alte. »Du kennst ihn wirklich nicht. Ich weiß nicht, mit welchem Zauber du bisher zu tun gehabt hast, aber der des Dschinn ist sehr mächtig. Mächtiger als deiner, den du kennst, Geisterjäger.«

»Das wird sich herausstellen.« Mich hatte so etwas wie Tatendrang überkommen. Ich drehte mich auf der Stelle und schaute mir die Steine an.

Drei von ihnen mußten leer sein. Das wollte ich genau wissen. Ich ging auf den ersten Stein zu und entdeckte an der Rückseite tatsächlich eine Öffnung. Sie sah so aus, als hätte jemand mit Gewalt den Stein aufgesprengt, die Brocken kurzerhand aus dem Gefüge gerissen, so daß Platz genug geschaffen worden war, um aus dem Stein zu klettern. Ich schaute hinein.

Ja, er war leer. Um das zu erkennen, brauchte ich keine Lampe, weil genügend Tageslicht hineinfiel. Trotzdem wollte ich Einzelheiten sehen.

Die Neugierde trieb mich dazu, ebenfalls in das offene Innere des Steins zu klettern. Ich wollte doch sehen, wie es genau da drinnen aussah. Unter Umständen fand ich einen Hinweis, eine Spur, nach der ich mich richten konnte.

Diese Diener waren ziemlich groß, das erkannte ich sofort. Größer als ich, denn wo sich das Ende meines Kopfes befand, sah ich da erst die Ausbuchtungen für die Schultern.

Die Wesen hatten den Stein verlassen und waren nach London gekommen, wo sie mich begleitet hatten, als man mich in das bewußte Zimmer schleppte.

Dann hörte ich die warnende Stimme des Alten. »John Sinclair!« schrie er, »sie kommen, es ist so weit…der Untergang beginnt!«

***

Kelim war so schnell gewesen, daß er mit seiner Aktion selbst Suko überrascht hatte. Nun hatte er eine Geisel, dazu eine verdammt gute, denn eine bessere hätte er sich kaum wünschen können. Und dieser ehemalige Ringer hatte Kraft, Sir James konnte gegen ihn nichts machen.

Der Türke hatte den Superintendenten mit dem linken Arm umklammert und den Körper zurückgebogen. Als zusätzliches Druckmittel hatte er das rechte Knie in das Kreuz des Polizisten gestemmt, so daß sich Sir James in einer wahrlich unangenehmen Schräglage befand. Dicht vor seiner Kehle lag die blanke Schneide. Eine falsche Reaktion, eine winzige Bewegung von Seiten des Superintendenten, und er war ein toter Mann.

Der Schreck stand noch in Sir James' Gesicht geschrieben. Er war völlig überrascht worden. Verzerrt waren seine Züge, auf der Stirn glänzte der Schweiß.

Die Brille war verrutscht. Sir James bot einen Anblick wie Suko ihn noch nie gesehen hatte, aber dem Chinesen stand der Sinn nicht danach zu lachen, die Situation war verdammt ernst.

Chief Tanner, die beiden Polizisten und Suko bewegten sich nicht. Sie hatten sogar die Arme abgespreizt, um nur keinen falschen Verdacht aufkommen zu lassen. Vom Flur her hörten sie Lärm. Dort diskutierten die Polizisten mit den übrigen Türken.

Kelim grinste teuflisch. »Jetzt seht ihr, was geschieht, wenn man mich reinlegen will.«

»Noch sind Sie nicht draußen«, sagte Tanner.

»Soll er sterben?«

Zum erstenmal öffnete Sir James den Mund. »Nehmen Sie auf mich keine Rücksicht!« keuchte er. »Tun Sie, was gemacht werden muß. Ich bin nur Statist.«

Kelim kicherte hohl. »Ein Held. Wahrhaftig, ich habe einen Helden gefangen. Was meinst du, was geschieht, wenn ich mit der Klinge an deiner Kehle entlangfahre? Aber nicht schnell, sondern sehr, sehr langsam. Du wirst jammern und schreien, vor Angst zittern und dir in die Hose machen.«

»Was wollen Sie?« fragte Suko.

»Nicht viel, du Chink. Ich will nur, daß ihr verschwindet. Und zwar alle.«

»Nehmt sämtliche Bullen mit und raus hier. Das ist wirklich nicht zuviel verlangt.«

Suko und Chief Tanner warfen sich einen Blick zu. Der Polizist nickte, er wollte also abziehen.

»Geht nicht auf die Bedingungen ein!« flüsterte Sir James. »Hier geht es um mehr, als um mein Leben. Ich habe euch doch gesagt, daß ihr

auf mich keine Rücksicht nehmen sollt. Los, verdammt, ich werde schon allein fertig.«

»Nein, Sir!« sagte Suko.

»Das ist ein Befehl!«

»Ich bin nicht Ihr Untergebener, Sir!« Es kostete Suko Überwindung, die Worte zu sagen.

Kelim lachte.

»Und Sie, Tanner?«

Der Chiefinspektor senkte den Kopf. »Es tut mir leid, Sir, aber wir können Sie nicht opfern. Wir müssen auf die Bedingungen des Mannes eingehen.«

»Sehr vernünftig«, lobte Kelim.

»Das ist eine Verweigerung, Tanner!«

»Ich weiß, Sir, und ich nehme die Schuld auch auf mich, zudem auch die Verantwortung.«

»Ich bin Polizist wie Sie, Tanner. Uns ist klar, welches Risiko wir eingegangen sind, als wir den Beruf ergriffen. Denken Sie daran und machen Sie…«

Sir James verstummte, weil Kelim das Messer um eine winzige Idee bewegt hatte. Plötzlich befand sich ein winziger roter Halbkreis an der Kehle des Superintendenten.

Die Männer schwiegen entsetzt.

Auch Sir James schwieg. Er preßte die Lippen zusammen, um nicht aufzustöhnen. Es mußte schmerzen. Aus dem Halbkreis lösten sich Tropfen, die in dünnen Bahnen langsam nach unten rannen und vom Hemd aufgefangen wurden.

»Reicht das, um eure Diskussion abzubrechen?« erkundigte sich Kelim höhnisch.

»Es ist gut«, sagte Chief Tanner mit belegter Stimme. Er drehte sich halb und schaute die beiden Polizisten an. »Verlassen Sie den Raum, Gentlemen!«

Die beiden gingen. Staksig waren ihre Schritte, bleich die Gesichter.

»Und jetzt Sie, Suko.«

Der Chinese zögerte. Sein Blick fraß sich in den des Türken. Dann nickte Suko. »All right, ich gehe«, sagte er, »aber wir werden uns wiedersehen, Kelim, das schwöre ich dir.«

»Mal sehen.«

Suko verließ den Raum. Jetzt war nur noch Chief Tanner da. Er kam wenige Sekunden später.

Sein Gesicht wirkte hart. In den Augen loderte es. Wie in Sukos Innern mußte auch in seinem eine Hölle toben. Hart schluckte er, und sein Adamsapfel bewegte sich dabei. »Dieser Hund!« zischte er, »dieser verdammte Hund, aber wir packen ihn irgendwann…«

»Pfeifen Sie Ihre Bluthunde zurück!« rief Kelim aus dem Zimmer. »Ich

warte nicht mehr lange.«

»So kommen Sie nicht durch, Mann. Seien Sie doch vernünftig!«

»Verschwindet!«

Tanner zog ein Walkie-talkie aus seiner Manteltasche. Er schaltete es ein, und als sich einer seiner Stellvertreter meldete, gab er den Befehl zum Rückzug.

»Aber Sir, wir…« quäkte es aus den Rillen.

»Kein aber, Mann. Tun Sie, was ich gesagt habe.«

»Yes, Sir!«

Chief Tanner ging. Suko schloß sich ihm an. Von oben hörten sie hastige Schritte. Die Polizisten kamen zurück. Sehr schnell jetzt. Sie polterten die Stufen hinab.

Im Lokal sammelten sie sich. Kein Gast hockte noch an seinem Platz.

Die Männer waren aufgestanden und drängten sich an der Wand zusammen. Sie hatten ihr den Rücken zugedreht, die Gesichter waren bleich, die Lippen fest aufeinandergepreßt.

Nacheinander kamen die Polizisten. Chief Tanner zählte sie. Er wollte nicht, daß jemand zurückblieb. Kelim ernannte einen Vertrauten, der den Abzug überwachte. Es herrschte allgemein ein ziemliches Durcheinander, das Suko ausnutzte und sich absetzte. Ohne von irgend jemanden gesehen zu werden, verließ er das Kaffeehaus und begab sich auf die Straße.

Er sah überhaupt nicht ein, Kelim das Feld zu überlassen. Erst John Sinclair, von dem man nicht wußte, was mit ihm geschehen war, dann Superintendent Sir James Powell. Wenn das so weiter ging, legte Kelim noch halb Scotland Yard lahm.

So konnte es auf keinen Fall weitergehen, und Suko hatte sich bereits einen Plan zurechtgelegt. Den Weg über den Hof kannte er. Er würde ihn noch einmal gehen.

Als die Polizisten das Kaffeehaus verließen, da war er bereits verschwunden. Er hatte sich zu den Neugierigen gesellt, die im Eingang des Nebenhauses standen und zuschauten, was es da auf der Straße gegeben hatte.

Sogar der Ladenbesitzer war aufgestanden und drückte sich seine Nase an der Schaufensterscheibe platt. Für Suko hatte niemand der Leute einen Blick.

Der Chinese hatte den Hof schnell erreicht. Die Hintertür stand noch immer offen, und im nächsten Moment huschte Suko in den schmalen, düsteren Flur.

Dort blieb er stehen.

Lärm herrschte im Haus. Zahlreiche Stimmen schnatterten durcheinander, Suko hörte Schritte auf der Treppe und auch Kelims Organ. Er scheuchte seine Männer zurück. Sie sollten sich in der Gaststube versammeln und nur ihren Mund halten.

Wahrscheinlich wollte er die obere Etage freihaben.
»Sie sind weg!« schrie ein Mann nach oben.
»Gut!« rief Kelim zurück.
Suko konnte den Schreier erkennen. Er stand vor der Treppe, hatte den Kopf in den Nacken gelegt und den Mund aufgerissen. Suko wurde von ihm nicht gesehen, weil er sich in den Schatten preßte.
»Schau auch hinten nach!« befahl Kelim.
Beide hatten nicht in ihrer Heimatsprache gesprochen, so daß Suko die Sätze verstehen konnte.
Jetzt wurde es gefährlich. Wenn der Mann Suko entdeckte und Alarm schlug, war sein Plan geplatzt. Suko mußte schnell sein wie selten.
Der Türke kam.
Er ging schleichend, vorsichtig, weil er dem Frieden noch nicht traute.
Suko ließ ihn kommen.
Zwei Schritte war er noch von ihm entfernt, als der Chinese handelte.
Plötzlich sprang er vor, tauchte wie ein Geist vor dem Mann auf, der überhaupt nicht dazu kam, einen Warnschrei auszustoßen. Die Handkante raste nach unten, sie traf ihn hart.
Der Türke verdrehte die Augen. Aus ihm schien plötzlich eine Puppe geworden zu sein, die jemand aufgenommen und gegen die Wand geworfen hatte.
Dort klappte er zusammen.
Suko atmete auf. Dieses Hindernis war überwunden. Er packte den Mann und zog ihn in den Schatten der Treppe.
Obwohl er es eilig hatte, wartete er noch. Das Ausschalten des Mannes war nicht bemerkt worden, aber er war nur ein kleines Hindernis auf dem Weg nach oben gewesen.
Der Chinese ließ ihn liegen und sah zu, daß er zur Treppe kam. Sie war leer. Die Türken hatten sich dem Befehl ihres Anführers nicht widersetzt und waren verschwunden.
Freie Bahn für Suko?
Er hoffte es!

***

Die Stimme überschlug sich fast. Der Alte mußte sich in einer wahren Panik befinden. Ich gab nicht acht und stieß mir den Kopf, als ich den Stein verließ.
Dann stand ich in der Sonne, war für einen kurzen Moment geblendet und mußte mich erst einmal umsehen.
Ich hörte Schritte. Der alte Mann wollte fliehen, ich sah seine Gestalt, aber auch eine andere, größere.
Sie packte zu, bekam den Mann zu fassen und schleuderte ihn in den heißen Staub, der aufwallte und für mich die Sicht auf den Mann

vernebelte.

Dann war ich heran, und ich sah die beiden aus dem Stein getretenen Wesen.

Es waren die gleichen, die ich schon einmal gesehen hatte. Die langen Umhänge, die Kapuzen, aber hier herrschte kein Halbdunkel, hier war es hell, und ich konnte ihre Gesichter erkennen.

Es waren unheimliche Fratzen. Menschliches hatten sie nicht an sich.

Sie sahen aus, als wären sie aus Holz geschnitzt und dann versteinert.

Ein braunschwarzes Gewebe, in dem besonders die noch dunkleren Augen auffielen.

Ich schüttelte mich.

Von diesen Wesen ging ein Geruch aus, der mich an den Moder der Jahrtausende erinnerte.

Sie wollten mich. Daran gab es nichts zu rütteln. Und sie waren bewaffnet Wieder sah ich in ihren Händen die langen Lanzen, die an ihren Enden mit Kugeln bestückt waren, aus dem bei einer Lanze ein Pfeil schaute und aus der anderen ein Halbmond.

Es mußten magische Waffen sein, vor allen Dingen auch Waffen, gegen die ich mit meinem Kreuz nicht ankam, wenn sie einer anderen Mythologie entstammten.

Der alte Mann hatte sich aufgesetzt. Er schaute die beiden an. Weit aufgerissen waren seine Augen. Angst und Entsetzen spiegelten sich in seinem Blick. Er wußte von der Stärke und jammerte. Vergeblich hatte er versucht, Hilfe zu holen, bis jetzt war sie noch nicht eingetroffen. Also mußte ich allein kämpfen.

Und das war ich gewohnt.

Meine Hand verschwand unter der Kleidung und kam mit der Beretta wieder zum Vorschein. Ich wollte ihnen die Kugeln in den Schädel jagen, machte erst kein großes Geschrei, sondern zielte und feuerte sofort.

Das Silbergeschoß hieb in das Gesicht des ersten Wesens. Ich hörte und sah den Aufprall. Staub quoll aus dem Einschußloch. Splitter des Gesichts flogen nach allen Seiten weg.

Hoffnung keimte in mir hoch, und ich grinste grimmig. Das Grinsen sollte mir bald vergehen, denn die Kugel hatte bei meinem Gegner keinen Schaden angerichtet. Er stand weiterhin auf beiden Beinen. Nicht nur das, er kam sogar vor.

So etwas wie eine Depression überfiel mich. Ich hatte es nicht geschafft, einen der beiden auszuschalten. Sie waren stärker als meine Magie.

Wie sollte ich kämpfen?

Mit den Fäusten! Ja, Freunde, denn eine andere Chance gab es für mich nicht.

Bevor es soweit war, erlebte ich noch eine kleine Hölle. Der Alte

hatte mit seiner Prophezeiung recht gehabt. Diese Wesen kannten kein Pardon.

Das Monster mit dem Halbmond an der Lanze hob seine Waffe an und hielt sie so, daß sie auf den am Boden liegenden alten Mann zeigte.

Der schien zu erstarren.

Er hatte noch die Arme hochgerissen, seine Augen weiteten sich, denn er ahnte, was ihm bevorstand.

Ich kannte die Funktion der tückischen Waffe nicht und wurde von ihr überrascht.

Als hätte das Monster einen Knopf betätigt, so löste sich der Halbmond von der Stange und raste auf den Alten zu. Die Sonne traf ihn und warf einen blitzenden Reflex. Zwischen den hochgerissenen Armen des alten Mannes hindurch wischte der Halbmond und zielte genau in den Hals.

Für eine Sekunde saß der Alte steif. Dann kippte er nach hinten, als hätte ihn jemand angestoßen. Blut rann aus der Wunde und versickerte im Sand.

Ich war geschockt.

Geschockt und entsetzt von diesem heimtückischen Mord, der vor meinen Augen geschehen war. Und ich hatte nicht eingreifen können.

Dann geschah etwas Seltsames.

Der Halbmond erneuerte sich.

An der Spitze erschien abermals einer. Er erneuerte sich, so daß die Waffe wieder einsatzbereit war.

Gegen wen?

Natürlich gegen mich, denn ich stand als nächster auf der Liste. Was sollte ich tun? In meiner Verzweiflung schoß ich wieder, traf auch, diesmal die Brust, doch ich erzielte den gleichen Effekt wie schon beim ersten Treffer.

Nämlich keinen.

Das Wesen steckte die Kugel weg, ohne überhaupt eine Reaktion zu zeigen.

Wie sollte das enden?

Beide schritten jetzt vor. Und beide hatten ihre Waffen halb erhoben, so daß die Spitze einerseits und der Halbmond andererseits auf mich wiesen.

Ein doppelter Mord, danach stand ihnen der Sinn. Etwas anderes konnte ich nicht annehmen.

Ich bewegte mich zur Seite. Die einzige Chance bestand darin, hinter den Steinen Deckung zu finden. Das würde mir zwar nicht viel helfen, aber meinen Tod dennoch hinauszögern.

Die Gegner waren schnell.

Der erste schleuderte die Waffe. Schräg zischte sie auf mich zu, hieb

in den Boden und blieb darin stecken. Fast hätte die gefährliche Lanze noch meinen Fuß getroffen. Es war ein reiner Glücksfall, daß die Waffe vor meiner Fußspitze in den Boden hieb und dort steckenblieb.

Ich stand sofort still. Es war das beste, was ich machen konnte, denn aus den Augenwinkeln hatte ich die Bewegung wahrgenommen. Die zweite Lanze zeigte auf meinen Hals. Ich wollte auf keinen Fall das gleiche Schicksal erleiden wie der alte Mann.

Sie näherten sich mir.

Ich vernahm ihre Schritte und hörte auch, wie sie sich bewegten.

Dabei schabten Teile ihres Körpers gegeneinander. Sie erzeugten Geräusche, die bei mir eine Gänsehaut hervorriefen. Ein Schauer schüttelte mich.

Dann standen sie neben mir.

Eine knorrige Klaue griff zu, umklammerte den Schaft und zog die Lanze aus dem Boden. Der Diener des Dschinn ging einen kleinen Bogen und blieb vor mir stehen, während sich der andere in meinem Rücken aufhielt.

Das Wesen vor mir hob seinen rechten Arm. Ich schielte auf ihn und gleichzeitig in das schreckliche Gesicht. Man konnte das Gefühl haben, daß es jeden Moment auseinanderfallen würde. Meine Kugel hatte ihn an der Schläfe getroffen. Dort fehlte ein Teil des Schädels. Er war einfach weggefetzt, bis dicht unter dem Auge.

Dann spürte ich die Spitze auf meiner Brust.

Das war ein schlimmes Gefühl, und in meinem Innern krampfte sich einiges zusammen.

Ich hielt die Luft an.

Würde er zustoßen?

Eine winzige Bewegung nur, dann hatte er es geschafft und mich erledigt. Die Hölle würde ihm auf ewig dankbar sein.

Er tat es nicht. Blieb aber auch nicht ruhig, sondern griff zu einem anderen Trick. Mit der scharfen Lanzenspitze fuhr er von unten nach oben und fetzte mir mein Hemd auf, ohne die Haut auch nur zu ritzen.

Gleichzeitig drückte er die Lanzenspitze unter die Kette, die mein Kreuz festhielt und hob sie an. Das gleiche geschah mit dem Kreuz. Bevor ich mich versah, streifte er mir die Kette über den Kopf. Dann schüttelte er sie von der Lanze ab wie ein lästiges Insekt. Mein wertvollster Besitz blieb auf dem Boden liegen.

Mit der freien Hand griff das Monster nach mir. Zielsicher fand die Klaue meine Beretta. Auch sie landete auf der Erde und blieb neben dem Kreuz liegen.

Dann machte er weiter.

Mit einem Schnitt trennte er mir den Hosengürtel auf und zerschnitt gleichzeitig die Hosenbeine, so daß sie als streifige Lappen in zwei Hälften geteilt wurden.

Eine andere Hand griff über meine Schulter und fetzte mir die schon zerstörten Kleidungsstücke vom Leib, die zu meinen Füßen liegenblieben.

Eigentlich eine lustige Situation. Striptease in der Wüste, aber mir, Freunde, war verdammt nicht zum Lachen zumute. Die Sonne brannte auf meinen nackten Oberkörper. Es dauerte nicht mehr lange, dann hatte sie die Haut versengt.

Die Schuhe durfte ich anbehalten, auch meine Unterhose. Ansonsten war ich nackt.

Mir war schon vieles untergekommen, aber so etwas hatte ich auch noch nicht erlebt. Anstatt mich zu töten, zogen mich die Wesen aus.

Welchen Sinn ergab das?

Ich sollte es bald erfahren, und auch die Worte des alten Mannes würden dann in Erfüllung gehen.

Als ich noch dastand hilflos und irgendwie beschämend, reagierte das andere Monster.

Es warf ein Seil über mich. Ich hatte es nicht gesehen, weil dies in meinem Rücken geschah. Ich bemerkte nur die Schlinge um meinen Hals und wie sie zugezogen wurde.

Jetzt hatten sie mich endgültig.

Wie einen Sklaven im Altertum konnten sie mich abführen, was sie auch taten.

Von der Schlinge hing noch ein Stück Seil bis zum Boden und schleifte im Staub. Eines der Wesen hob es an, behielt es in der Klaue und zog.

Wenn ich nicht erdrosselt werden wollte, dann mußte ich dem Diener des Dschinn folgen. Wir schritten zum Stein.

Da wurde mir einiges klar.

Wie hatte der Alte noch gesagt? Sie suchten jemand, der den Dschinn befreien sollte.

Das war ich und kein anderer.

Sie führten mich auf den Quader zu. Ich kam mir vor wie ein Galeerensträfling. Das Seil hatte sich eng um meinen Hals gewickelt. Es würde mich nicht erdrosseln, aber ich bekam nur schwerlich Luft.

Deshalb mußte ich das Tempo des Unheimlichen beibehalten, wenn ich nicht erwürgt werden wollte.

Vor dem Quader blieben wir stehen.

Er lag erhöht, auf einem Stein, wie ich schon beschrieben habe.

Diesmal sah ich kein Gesicht auf den Seiten schimmern, jedoch sehr deutlich die roten Adern, die, vom Blut der Gerechten gezeichnet, den Quader durchzogen.

Ich schluckte hart. Meine Kehle schien aus Sandpapier zu bestehen, so rauh war sie.

Worte bekam ich nicht heraus. Ich schwieg, die Sonne knallte auf

meinen fast nackten Körper, und der Schweiß lief mir in salzigen Strömen über die Haut.

Auch das andere Wesen war nicht stehengeblieben. Es ging um uns herum und blieb vor mir stehen. Nicht nur die gefährliche Lanze trug es in der Hand, sondern ebenfalls einen Strick, der allerdings nicht so lang wie der andere war.

Ich schätzte meine Chancen ab.

Vorhin, als das Seil noch nicht um meinen Hals gelegen hatte, da hätte ich es vielleicht schaffen können, doch nun war die Zeit abgelaufen. Wenn ich einen Angriff wagte, brauchten sie nur das Seil zu packen und es strammzuziehen.

Zudem deutete die Spitze einer Lanze auf mich. In der anderen Klaue hielt das Monster das Seil.

Ich mußte die Arme ausstrecken. Und jetzt sah ich, was man mit mir vorhatte.

Meine Hände wurden gefesselt.

Geschickt wickelte das Monster das Seil um die Gelenke, drehte es ein paarmal, und dann waren auch meine Hände gefesselt, allerdings noch durch das Seil miteinander verbunden.

Ich konnte sie auch zusammenlegen, aber nicht weit auseinanderreißen, soviel Spielraum besaß ich nicht.

Die beiden Diener waren noch nicht fertig. Ich mußte auf den Stein steigen und stand nun hinter dem Quader. Breitbeinig ging ich vor, so daß sich der Stein zwischen meinen Füßen befand.

Dann drehte das Monster das Seil so, daß der Knoten jetzt an der hinteren Seite meines Halses lag.

Ich konnte nicht erkennen, was hinter mir geschah, ahnte es jedoch.

Wahrscheinlich band mein Gegner den Rest des Seils um den Stein. Er wickelte ihn wie ein Geschenk ein.

Ich merkte es auch an dem Druck, als sich das Seil straffte und mich nach hinten ziehen wollte. Dabei hatte ich Mühe, das Gleichgewicht zu behalten, da das Seil bereits straff gespannt war. Ich mußte etwas zurück und ging in die Knie, die Belastung war zu groß.

Die beiden Diener schritten um den Stein herum. Ich hatte die Augen halb geschlossen, damit nicht der salzige Schweiß in sie hineinrann und dabei fraß wie eine Säure.

Angst schüttelte mich. Es war in diesen Augenblicken schwer, die Nerven zu bewahren.

Und dann sah ich das Flimmern.

Es entstand vor mir. Ein bräunlich rotes Leuchten in der heißen Luft.

Im nächsten Augenblick erschienen drei Gestalten.

Keine Retter, sondern genau das Gegenteil.

Die drei restlichen Diener des Dschinn, die ich bereits einmal gesehen hatte.

Sie waren gekommen, um zu erleben, wie ihr großer Götze aus seinem magischen Schlaf geholt wurde.

Gegen zwei hätte ich vielleicht noch etwas ausrichten können, gegen fünf aber nichts.

Die drei Neuhinzugekommenen bildeten zusammen mit den beiden anderen einen Kreis. Sie bauten sich rund um den Stein auf, auf dem ich stand und mit dem Quader verbunden war.

Plötzlich spürte ich die Gedanken an meinem Hirn. Ich wußte nicht, wer sie gesprochen hatte, sie waren jedoch unbestritten an meine Adresse gerichtet.

Wer diesen Quader hochhebt, befreit den Dschinn!

Nun wußte ich haargenau, was ich zu tun hatte. Ich sollte den Stein heben, der durch das Seil mit meinem Hals verbunden war. Eine teuflische Methode, bei der ich mich sogar strangulieren und selbst umbringen konnte.

Es war die Hölle!

Fünf Riesen umstanden mich. Hölzern wirkende Gesichter aus nachtdunklen Augen schauten auf mich nieder.

Fünf Speerspitzen sah ich auf mich gerichtet. Wenn ich es nicht schaffte, würden sie mich töten. Aber ließ mich der Dschinn trotzdem leben?

Auf diese Frage wußte ich keine klare Antwort, deshalb mußte ich es probieren.

Jemand drückte mir die Speerspitze in den Rücken.

Das Zeichen!

Ich begann…

***

So lautlos es eben ging, bewegte sich der Chinese die Treppe hoch.

Sämtliche Geräusche konnte er nicht vermeiden, da spielte ihm das alte Holz einen Streich, weil es knarrte, sich bewegte und auch ächzte. Er hoffte nur, daß es von Kelim nicht richtig gedeutet wurde und im allgemeinen Lärm, der von unten hochdrang, auch unterging.

Suko erreichte die erste Etage. Er preßte sich dort gegen die schmutzige Wand und schaute in den Flur hinein. Zum Glück war er leer, die hier wohnenden Türken hatten sich in ihre Zimmer verkrochen und würden hoffentlich vorerst nicht herauskommen.

Der Chinese wußte, welches Risiko er einging. Ein Fehler von ihm, und Sir James Powell lebte nicht mehr. Dieser Kelim war entschlossen, den Mann umzubringen, das hatte er deutlich genug zu verstehen gegeben.

Die dritte Tür auf der rechten Seite, das war das bewußte Zimmer, in dem sich Kelim und seine Geisel aufhielten. Suko hörte deutlich ihre Stimmen.

Der Türke genoß den Triumph, einmal einen der höchsten Londoner Polizeibeamten in seinen Klauen zu haben. Deutlich vernahm Suko seine Worte.

»Es wird mir ein besonderes Vergnügen bereiten, dich zu töten, du Oberbulle«, sagte er leise. »Du kommst hier nicht mehr lebend raus, das kann ich dir versprechen.«

»Und was haben Sie davon?« fragte Sir James.

»Man wird mir in der Unterwelt einen gewissen Respekt zollen. Zudem kommt noch eine ungeheure Macht hinzu, die ich bald besitzen werde, denn ich allein habe dafür gesorgt, daß eine alte Legende wieder ausgegraben wurde. Der grüne Dschinn wird leben. Ich habe Getreue um mich versammelt und bin zu dem Ort gefahren, wo er in einem Stein gefangen liegt. Leider war mir die genaue Magie seiner Erweckung nicht bekannt, aber ich konnte seine drei Diener aus ihrer totenähnlichen Starre holen und hierherbringen. Sie schufen auch das Dimensionstor, durch das ich mit dem Dschinn in Verbindung stehe. Ich kann von diesem Haus aus den Platz genau beobachten.«

Sir James ging im ersten Moment nicht auf die Worte des Türken ein.

Er erkundigte sich nach John Sinclair.

»Alle nehmen an, daß er tot ist«, sagte Kelim und lachte. »Aber er lebt.«

»Wie?«

»Noch«, fügte er hinzu. »Noch lebt John Sinclair, denn er ist derjenige, der den Dschinn befreien wird, nachdem der Mann, der es eigentlich hatte übernehmen sollen, zu einem Verräter geworden war. Er wurde von der Decke zerquetscht, doch für Sinclair öffnete sich das Dimensionstor, um ihn dorthin zu bringen, wo der Dschinn auf seine Befreiung wartet. Du kannst ihn sogar sehen, Oberbulle. Willst du?«

»Ja.«

»Dann müssen wir beide den Raum verlassen.«

Suko hörte, was der Türke sagte. Zum Glück hatte er laut genug gesprochen, und der Chinese konnte sich darauf einstellen. Er drehte sich um und huschte zurück.

Auf Zehenspitzen lief er die Treppe hinunter, suchte nach einem Versteck und dachte an die Toilette. Dort konnte er sich am besten verbergen.

Es stank noch immer erbärmlich, wenn nicht schlimmer als beim erstenmal. Doch Suko konnte sich seinen Platz nicht aussuchen. Er mußte sich mit den Gegebenheiten abfinden.

Sein großer Vorteil war die Ortskenntnis. Er konnte sich von einem Fleck zum anderen bewegen, ohne sich groß orientieren zu müssen.

Allerdings war es ihm nicht möglich, Sir James und Kelim zu sehen, wie sie die Treppe hinunterkamen. Suko mußte warten, nachrechnen

und eingreifen, wenn seiner Meinung nach die Zeit reif und günstig für eine Aktion war.

Das Warten fiel ihm schwer. Kelim war eine menschliche Bestie. Wenn der irgend etwas merkte, würde er durchdrehen, soviel stand fest.

Eine Minute verging.

Reichte die Zeit? Konnte Suko es jetzt vielleicht wagen? Nein, er wartete noch weiter. Legte dreißig Sekunden zu und entschloß sich erst dann, etwas zu unternehmen. Jetzt mußten Kelim und Sir James den Raum erreicht haben.

Suko verließ die Toilette. Das heißt, er wollte sie verlassen, doch plötzlich standen zwei Gäste aus dem Kaffeehaus vor ihm. Sie waren ebenso überrascht wie er und trafen im Eingang zusammen. Leider war er zu eng, so daß Suko zwischen den beiden nicht durchkonnte. Zudem wußten sie, was mit ihm los war, sie durften auf keinen Fall die anderen warnen.

Knie und Faust schossen vor.

Der Chinese machte es hart und schmerzlos. Der rechts von ihm Stehende riß noch seinen Mund auf, dann wurde er schlaff und brach zusammen. Sein Kumpan reagierte schneller. Er sprang zurück und riß blitzschnell ein Messer hervor. Dabei zischte er durch die Zähne wie eine stoßbereite Schlange.

Er kam nicht auf die Idee, einen Warnschrei auszustoßen. Das beruhigte Suko schon, mit dem Messerhelden würde er sicherlich fertig, da vertraute er voll auf seine Kampftechniken.

Der Knabe stieß zu.

Er war schnell, sehr schnell sogar, aber viel zu überhastet. Suko wich aus und konterte.

Der Tritt gegen die Brust ließ den Türken bleich werden. Seine Knie wurden gleichzeitig weich, und die Augen quollen aus den Höhlen. An das Messer dachte er nicht mehr, dafür jedoch Suko. Er nahm es dem Türken aus der Hand.

Gleichzeitig trat seine Handkante in Aktion, und die beendete die Auseinandersetzung. Der Türke meldete sich ab.

So rasch es ging, zog Suko die beiden Typen in den Toilettenraum und legte sie dort in eine Kabine. Ihre Haltungen waren zwar unbequem, doch darauf konnte man keine Rücksicht nehmen.

Dieser Zwischenfall hatte dem Chinesen erneut bewiesen, wie gefährlich für ihn ein Aufenthalt in diesem Haus war. Er war noch längst nicht aus dem Schneider.

Jetzt mußte er so rasch wie möglich dorthin, wo er schon einmal gewesen war und das Blut gesehen hatte.. Suko nahm an, daß Kelim Sir James auf eine ähnlich teuflische Art und Weise umbringen lassen würde wie diesen Verräter.

Er hörte den Lärm aus der Gaststube. Als er den Vorhang passierte, bewegte er sich, doch niemand schritt durch den Spalt. Suko konnte ungesehen weiter.

Wieder ein Flur.

Er brauchte nicht mehr nachzuschauen, welche Tür es genau war, Suko hörte die Stimmen.

Kelim sagte soeben: »Hier ist er gestorben, dieser verdammte Verräter. Und Sinclair wäre fast auch so weit gewesen, aber wir brauchten Ersatz und haben ihn genommen. Und jetzt rate mal, du Oberbulle, wie du krepieren wirst?«

»Fangen Sie schon an!« sagte Sir James. Seine Stimme klang sehr fest. Suko bewunderte den Alten. Wenn er Angst hatte, dann zeigte er sie wenigstens nicht.

»So eilig? Willst du sehen, wie es ist, wenn die Decke immer näher kommt, und du kannst nicht weglaufen, Opa? Nein, das schaffst du nicht. Du wirst erst um Hilfe schreien, aber da ist keiner, der dir hilft. Und dann, wenn die Decke immer tiefer gekommen ist, schreist du vor Todesangst. Ich habe heute schon zwei Leute schreien hören. Erst den Verräter und dann Sinclair.«

»Hören Sie auf.«

»Nerven, wie?«

Suko war beruhigt. Trotz der wirklich schlimmen Drohungen, bestand für Sir James vorerst keine Gefahr. Noch hielt sich Kelim mit Selbstbeweihräucherung auf.

Suko drückte sich eng an der Wand entlang. Es gab ein schleifendes Geräusch. Er hoffte, daß es von Kelim nicht gehört wurde. Wenn er den Chinesen zu früh bemerkte, konnte er durchdrehen. Es war auch schwierig für Suko, sofort einzugreifen. Er mußte erst die Lage peilen.

Wenn der Türke günstig stand, dann konnte er seinen Stab einsetzen.

Bei der direkten Geiselnahme hatte Suko nicht gewagt, ihn einzusetzen. Er hätte ihn erst ziehen müssen, diese Bewegung hätte der andere falsch verstanden und reagiert.

Jetzt mußte es besser gehen.

Suko hatte seinen Platz erreicht. Das Wort lag ihm bereits auf den Lippen, als er einen Blick um die Türfüllung warf.

Es sah günstig aus.

Kelim und Sir James standen nicht allzu dicht beieinander. Zwar wurde der Superintendent noch bedroht, Kelim hielt das Messer in der Hand, aber er befand sich drei Schritte von Sir James entfernt, der mit dem Rücken an einer Wand lehnte.

Suko holte noch einmal tief Luft. Dann gab er sich einen innerlichen Ruck und sprang vor.

»Topar!« rief er.

***

Nichts geschah!
Alles blieb wie es war, und der Chinese machte in diesem Augenblick eine enttäuschende und bitterböse Erfahrung. Dieser von Buddha übernommene Stab reagierte nicht so schnell zweimal hintereinander. Er mußte erst neue Kräfte tanken.
Das schoß Suko durch den Kopf, als Kelim zu ihm herumwirbelte, den Chinesen sah und sich sein Gesicht vor Wut verzerrte. Suko nahm an, daß Kelim sein Messer auf ihn schleudern würde, doch der Türke drehte sich um und hob den rechten Arm. Er wollte Sir James die Klinge in die Brust werfen.
Suko stieß sich ab.
Ein nicht trainierter Mensch hätte diesen Sprung aus dem Stand nicht geschafft, doch der Chinese wuchtete seinen Körper durch die Luft, warf den Stab dabei weg, um die Hände freizubekommen und umklammerte mit den Armen die Hüfte des breitschultrigen Türken.
Den Messerwurf konnte Suko nicht mehr verhindern, aber durch seine plötzliche Attacke geriet Kelim aus dem Konzept. Er schleuderte die Klinge zwar, und Sir James zuckte zusammen, doch das Messer klirrte neben ihm in die Wand, von wo es zu Boden fiel und dort liegenblieb.
Die Männer prallten zu Boden.
Auch Sir James reagierte. Er selbst wollte in den Kampf nicht eingreifen, er konnte jedoch dafür Sorge tragen, daß Kelim nicht noch einige Helfer bekam. Zumindest wollte der Superintendent es ihnen schwermachen, indem er die Tür schloß.
Suko und der Türke kämpften.
Es wurde ein Fight, wo jeder alles gab.
Ringer gegen Karatekämpfer wer würde gewinnen?
Im Augenblick hielten sich die beiden Gegner umklammert. Sie rollten über den Boden. Einmal auf die Wand zu, wo das Messer lag, dann wieder weg.
Kelim kämpfte mit allen Tricks. Er hob den Kopf an und stieß mit der Stirn in Sukos Gesicht. Der Chinese zuckte kurz zusammen, ließ aber nicht los, sondern winkelte ein Bein an und drückte sein hartes Knie vor.
Es senkte sich in die Magengrube des Türken, der wütend knurrte.
Dann klatschten Schläge.
Jeder gab alles. Im Liegen schlugen die beiden aufeinander ein, und schließlich war es Suko, der sich von dem anderen löste, auf die Beine kam und zurücktaumelte.
Auch Kelim stemmte sich hoch, allerdings etwas schwerfälliger, und er mußte mit ansehen, wie Sukos Karatetritt ihn am Hals treffen sollte.
Kelims Reflexe waren in Ordnung. Seine Arme fuhren gedankenschnell in die Höhe und griffen zu.

Damit hatte nun Suko nicht gerechnet. Sein Fuß schien von einem Schraubstock umklammert zu sein, eine Drehung, und Suko mußte zu Boden, wenn der andere ihm nicht den Fuß brechen wollte.

Mit den Händen fing der Chinese den harten Aufprall ab und trat mit dem freien Fuß zu. Er wollte den Mann treffen, Kelim jedoch hatte abgeduckt.

Womit Suko nicht gerechnet hatte, geschah. Kelim ließ den Fuß des Chinesen los. Er dachte nur an sein Messer, das noch immer an der Wand lag. Das wollte er haben!

Ein Hechtsprung katapultierte den Türken auf das Messer zu. Aber da war Sir James.

Es schien ihm Spaß zu machen, den Türken an der Nase herumzuführen. Als er die Klinge umfassen wollte, kickte der Superintendent sie weg. Er hatte den richtigen Moment abgewartet. Die Finger des Türken hackten auf den Boden, das Messer verfehlte er.

Wütend schrie er auf.

Sir Powell trat zu.

Mit der Fußspitze traf er die Schulter des Mannes, der sich herumrollte und auf die Beine kam.

Suko war blitzschnell bei ihm.

Diesmal wurde er von einem Karateschlag getroffen, der ihn durchschüttelte. Kelim hatte zu kämpfen. Er riß den Mund auf und holte schwer Luft. Suko hatte bereits bei dem Treffer gemerkt, daß Kelim mehr aus Fett bestand, als aus Muskeln. Die Handkante war in dem weichen Ring fest versunken, und der Türke schüttelte den Kopf, als hätte ihm jemand eine Ohrfeige gegeben.

Die bekam er auch.

Es klatschte, sein Kopf flog zur rechten Seite. Dann fing er sich den nächsten Hieb, und sein Schädel wurde wieder herumgeworfen. Der nächste Hieb war ein klassischer Boxertreffer. Suko pflanzte seine Faust über den Gürtel, und Kelim wurden langsam die Knie weich.

Der Chinese trat zurück. Erhielt den rechten Arm schlagbereit, doch er brauchte ihn nicht einzusetzen. Der dicke Kelim hatte genug. Wie ein nasser Sack plumpste er zu Boden und blieb dort ächzend liegen.

Bewußtlos wurde er nicht. Er keuchte und stöhnte nur. Sein Mund stand halb offen. Er lag auf der Seite, und heller Speichel rann aus seinem Mundwinkel.

»Wie geht es Ihnen, Sir?« erkundigte sich Suko.

»Danke der Nachfrage«, erwiderte Sir James, bückte sich und hob das Messer des Türken auf, das er einsteckte. »Sie sind etwas spät gekommen, Suko.«

Der Chinese hob die Schultern und zeigte ein verwundertes Gesicht.

»Woher wußten Sie, Sir…«

»Ich kenne Sie, das reicht.«

»Ja, Sir.«

Der Superintendent deutete auf den am Boden liegenden und stöhnenden Türken. »Er hat vorhin einige interessante Dinge gesagt, die ich mir gut gemerkt habe. Vielleicht sollte er sie uns praktisch beweisen.«

Suko nickte. »Und wie er das tun wird. Schließlich habe ich seine Worte auch gehört. Es geht um John, und dieser nachgemachte Tarzan scheint zu wissen, wo er sich befindet!« Suko bückte sich. Seine Hände umklammerten den Kragen des Türken. Dann hievte er den Mann auf die Beine. Kelim konnte nicht stehen, wenigstens nicht von allein. Er war grün im Gesicht und würgte.

»Du kannst wohl nicht mehr viel einstecken, wie?« fragte Suko ätzend und lehnte ihn gegen die Wand, wobei er den Mann noch immer festhalten mußte.

Kelim gab keine Antwort. Sein Blick war leicht glasig und schien umflort zu sein.

»Viel Zeit haben wir nicht.« Sir James drängte. Kein Wunder in Anbetracht der Umstände.

»Das stimmt.« Suko hielt den Mann fest. »Also raus mit der Sprache, Kelim. Was ist mit Sinclair?«

»Keine Ahn…«

Suko hatte die freie Hand erhoben. »Wenn du uns Lügenmärchen erzählen willst, setzt es was.«

»Verdammt, ich…« Er hustete. »Wo ist er?«

»Nicht mehr hier.«

»Das sehen wir selbst.« Suko schüttelte den Türken durch, der nur noch ein Häufchen Elend war. »Aber du hast vorhin etwas von einer Dimension gesagt, und von einem grünen Dschinn, der von John Sinclair erweckt werden soll.«

»Das stimmt.«

»Fantastisch, dann zeig uns mal die Dimension, mein Freund.«

»Ich…ich kann nicht.«

»Aber wir können, und zwar sehr gern.«

Kelim verstand die Drohung. Er hob die Schultern und deutete auf den Boden. »Dort kann man es sehen.«

»Wollen Sie uns auf den Arm nehmen?« Sir James' Stimme klang scharf und ätzend.

»Man muß gewisse Vorbereitungen treffen.«

»Dann treffen Sie die.«

Suko ließ Kelim los. Der dicke Türke taumelte ein paar Schritte.

Sicherheitshalber zog der Chinese die Beretta und baute sich vor der Tür auf, falls Kelim versuchen sollte, irgendwelche Dummheiten zu machen.

Daran dachte er nicht. Dafür ließ er sich auf die Knie fallen und griff

mit zitternder Hand in die Tasche.
»Mach keinen Unsinn!« warnte Suko.
»Nein, nein. Ich muß die Verbindung herstellen. Ihr wollt ihn doch sehen.«
»Und wie.«
Kelim holte einen Gegenstand aus der Tasche, der einem Halbmond glich. Ihn legte er auf den Boden, ging in eine kniende Stellung, schloß die Augen und begann in einer fremden Sprache zu reden. Weder Sir James noch Suko verstanden ein Wort.
Aber es tat sich etwas.
Der Boden, vor Sekunden noch eine durchgehende Betonschicht, veränderte sich. Es sah aus, als würde sich der Beton zusammenziehen und zu einer gläsernen Schmelze werden, die wie Glas wirkte und damit durchsichtig war.
Sir James und Suko staunten.
Die gläserne Fläche nahm nicht den gesamten Umfang ein, sondern nur einen Teil.
Aber der reichte.
Suko und Sir James, die an ihrem Rand standen, konnten in die Tiefe schauen.
Unauslotbar erschien sie ihnen. Sie sahen eine Farbe. Rot, gelb, braun, wie Gestein.
Ja, es waren Steine.
Steine in einer wüstenähnlichen Landschaft, die trotzdem nicht ohne Leben war, denn da gab es fünf Gestalten, die Suko sehr bekannt vorkamen. Er hatte schon gegen sie gekämpft. Diesmal allerdings hatten sie sich ein anderes Opfer ausgesucht.
Der Mann war halbnackt und auch gefesselt. Er war mit einem Stein zusammengebunden und versuchte diesen hochzuheben.
»Das ist John!« flüsterte Suko und spürte die Gänsehaut, die über seinen Rücken lief…

***

Es war die Hölle!
Jedoch eine andere, wie ich sie normalerweise kannte. Keine Dunkelheit um mich herum, kein kaltes, verzehrendes Feuer, keine Vampire, Ghouls oder Werwölfe.
Nur Hitze, Staub und die fünf geisterhaften Wesen, die von einem unseligen Fluch befreit worden waren und mir zuschauten, wie und ob ich den Stein in die Höhe bekam.
Sein Gewicht war ungeheuer. Ich war sicher, ihn mit beiden Händen kaum hochzubekommen, und jetzt sollte ich ihn mit den Schultern in die Höhe stemmen.
Schultern und Hals.

In beides schnitt das Seil wie mit einem Messer. Meine Haut wurde gedrückt, gequetscht, Streifen entstanden, und wenn ich mich nur eine Idee weiter nach hinten leimte, hatte ich das Gefühl, stranguliert zu werden.

Schwindel packte mich, hinzu kam die mörderische Hitze, die jeden Tropfen Flüssigkeit aus dem Körper saugte.

Jetzt war ich froh darüber, nicht mehr in meine Kleidung gezwängt zu sein. So konnte ich mich besser bewegen, denn ich hatte mich entschlossen, den Befehlen zu folgen.

Ich wollte den Stein heben.

Es war mörderisch. Die fünf Diener umstanden mich. Ich sah ihre dunklen Augenhöhlen auf mich gerichtet, für sie war es ein wichtiger Zeitpunkt, der grüne Dschinn würde freikommen, erlöst von einem Menschen, der den Mächten der Finsternis den Kampf bis aufs Messer angesagt hatte.

Ein Wahnsinn, wirklich!

Der Stein war schwer. Ich setzte all meine Kräfte ein. Noch enger zogen sich die Fesseln zusammen. Ich hätte schreien können, so hart schnitten sie in meine Haut.

Aufgeben?

Ich war nahe daran, aber das hätte meinen endgültigen Tod bedeutet.

Vielleicht hatte ich doch noch eine winzige Chance.

Tränen schossen in meine Augen, weil die Anstrengung einfach zu groß war. Ich bekam kaum Luft, holte pfeifend Atem und würgte ihn wieder hervor. Am gesamten Körper begann ich zu zittern, für mich wurde es ein nahezu unerträglicher Horror.

Dann riß ich den Mund auf.

Noch ein Atemzug, ein letzter verzweifelter Schrei, weil die Kraftanstrengung mich fertigmachte und der Stein hob sich vom Boden ab. Jawohl, ich schaffte es, bekam ihn in die Höhe.

Da merkte ich das Teuflische an der Methode. Als der Stein über seiner Unterlage schwebte, zog sich die Schlinge um meinen Hals zusammen. Ich sollte mich selbst strangulieren.

Meine nächste Reaktion lief unbewußt ab.

Ich ließ mich kurzerhand fallen, prallte auf den Quader und spürte das Brennen in meinem Rücken. Dann rollte ich herab und blieb neben dem Quader auf der steinernen Unterlage liegen.

Fertig und ausgelaugt. Und doch fand ich noch die Kraft, die Schlinge um meinen Hals zu lockern. Niemand hinderte mich daran, als ich die Arme hob und an der Schlinge zog.

Ich, John Sinclair, hatte meine Pflicht und Schuldigkeit getan. So hoffte ich wenigstens.

Völlig erledigt lag ich auf der Unterlage, aber ich hatte mit meiner Tat irgend etwas in Bewegung gesetzt, denn ich spürte plötzlich die

magische Sphäre, die mich umgab. Etwas war anders, ich hatte es geholt, und als ich mühevoll meinen Kopf drehte, sah ich dicht vor mir eine Seite des Quaders.

Sie flimmerte.

Grünlich, wie ich es schon einmal gesehen hatte. Aus dem Flimmern schälte sich ein Gesicht hervor, eine schreckliche Fratze mit affenähnlichen Zügen, einem halb offen stehenden Mund und einer Kapuze, die den größten Teil des Kopfes bedeckte.

Der grüne Dschinn kam!

Und er verließ den Stein.

Es begann mit einem leichten Windzug, der sich sehr schnell steigerte und zu einem Brausen wurde, als würde ein Wüstensturm über das Land fegen und alles hinwegreißen.

Auch ich wurde getroffen, spürte den Wind, der erst angenehm war, dann jedoch warm und zum Schluß heiß wurde, so daß er mir fast die Haut verbrannte.

Der Dschinn verließ sein steinernes Gefängnis. Er tat dies mit einem gewaltigen Heulen und Brausen, wie es eben seiner Stellung würdig war.

Sand und Staub flogen mit hoch, als der Dschinn, einer gewaltigen Wolke gleich, gegen die Sonne stieß. Er strebte hinaus in den Himmel, verdüsterte die Sonne, und ich hatte das Gefühl, als würde sich die Dämmerung über das Land senken.

Mühsam wälzte ich mich auf den Rücken, riß die Augen weit auf und schaute in den Himmel.

Von ihm war nicht mehr viel zu sehen. Meine Augen wurden noch größer, der Magen zog sich schmerzhaft zusammen, denn ich war beeindruckt und verängstigt zugleich von der immensen Größe des grünen Dschinn.

Einem Sturm gleich war er aus seinem Gefängnis gefahren, hatte sich gedankenschnell ausgebreitet und seinen Platz am Firmament gefunden. Diesmal erinnerte mich die Szene wirklich an das Märchen vom Flaschengeist, der aus ihr gefahren war, um sich an seinem Befreier zu rächen.

Riesig schimmerte sein Gesicht und auch der Körper, der wie ein gewaltiges Tuch aufgeflattert war und die Sonne verdunkelte. Dann sah ich seine Hände.

Was heißt Hände?

Das waren Pranken, gefährliche Klauen, immens groß, mit langen, kräftigen Fingern versehen und spitzen, hellgrünen Nägeln. Diese Hand war so groß, wie zehn normale Menschenhände. Überhaupt war der Dschinn ein gewaltiger Riese und als ich jetzt genauer hinschaute, mußte ich feststellen, daß auch seine Diener gewachsen waren. Sie umstanden mich, und sie kamen mir wesentlich größer vor als zuvor.

Oder war ich kleiner geworden?

Nein, sicherlich nicht, denn die Proportionen in meiner Nähe hatten sich nicht verändert.

War der Dschinn ein Geist oder bestand er aus einer festen Materie?

Genau konnte ich es nicht erkennen, der grüne Dschinn stand nur wie eine Wand über mir.

Ich spürte noch immer die Schlinge um meinen Hals und lag auch weiterhin auf dem Stein, der von den Sonnenstrahlen erwärmt wurde. Ich hob beide Hände soweit es ging und lockerte den Knoten. Man ließ mich in Ruhe. So ermutigt schaffte ich es, mir die Schlinge auch über den Kopf zu ziehen, so daß ich mich nicht mehr malträtierte.

Endlich konnte ich frei atmen.

Ein paarmal saugte ich die Luft ein, dabei fiel mein Blick auf den Stein, der dem Dschinn noch bis vor kurzem als Gefängnis gedient hatte.

Nichts hatte sich verändert. Der Quader war so geblieben wie er war.

Aber er hatte den Dschinn freigelassen, und das stellte mich vor neue Probleme.

Wenn man nach der Legende ging, dann brachte der Dschinn seinen Retter um.

Also auch mich!

Reizende Aussichten. Da hätte ich auch schon vorher zu Tode kommen können.

Die Diener hatten für mich keinen Blick mehr. Von einer Fessel hatte ich mich bereits befreit. Es wäre doch gelacht, wenn es mir nicht gelang, auch die verdammten Handfesseln loszuwerden. Sie waren eh nur ein Provisorium.

Ich konnte sie tatsächlich entknoten. Das bereitete keinerlei Schwierigkeiten, denn es gelang mir mit Leichtigkeit, meine Hände dicht aneinander zubringen.

Die Finger waren beweglich, und dann hatte ich es geschafft. Die Fesseln fielen.

Endlich!

Wieder warf ich den fünf riesenhaften Dienern des Dschinn einen Blick zu. Sie beachteten mich nicht, sondern hatten sich um den Dschinn gruppiert, der sich in ihrer Mitte aufhielt.

Zum erstenmal hörte ich sein Lachen.

Ich zuckte zusammen, als es wie Donnerhall über das wüstenähnliche Land schallte. Die Steine schienen zu zittern, Sand wurde aufgeworfen, Windstöße fegten ihn zu Spiralen.

Das Lachen des Dschinn war seine erste Reaktion auf die neu gewonnene Freiheit.

Aber er wollte etwas anderes.

Mich?

Schon in der Legende war das so gewesen, und als er sich drehte, seinen gewaltigen Körper dabei herumwühlte, um mit dem Finger auf mich zu zeigen, hatte ich schon Angst.

Wir schauten uns an.

Über den Finger hinweg trafen sich unsere Blicke. Ich sah in das Gorillagesicht, das verzerrt war und in dem die Unterlippe affenartig und weit vorsprang. Unendlich klein kam ich mir vor. Allein der Kopf des Dschinn war groß wie ein Felsen.

Er trug auch diese braunrote Kleidung wie seine Diener, und eine Kapuze bedeckte den Schädel.

Wieder einmal hatte ich erlebt, daß eine orientalische Geschichte, ein orientalisches Märchen Wahrheit wurde. Oft lachten die Menschen über Legenden und Sagen, dabei vergaßen sie, daß in diesen gesammelten Geschichten manchmal mehr als ein Fünkchen Wahrheit steckte. Was sich über Jahrhunderte gehalten hatte, das konnte einfach nicht nur erfunden sein. Natürlich, vieles war reine Spekulation, aber wenn man dann mit einer Legende konfrontiert wurde wie ich und feststellen mußte, daß diese in ihrem Kernpunkt in Erfüllung ging, dann sah man die Sache ganz anders.

Auch Atlantis! Mir war drastisch bewiesen worden, daß dieser Kontinent existierte.

Und als ich an den versunkenen Kontinent dachte, da kam mir wieder etwas in den Sinn.

Hatte der Alte kurz vor seinem Tod nicht von Hilfe gesprochen, die unterwegs war?

Gab es nicht eine Waffe, gegen die auch der grüne Dschinn machtlos war? Ja, ich erinnerte mich genau.

Karas Schwert!

Das Schwert mit der goldenen Klinge. Ich selbst hatte es bereits in der Hand gehabt. Diese Klinge mußte etwas gegen den Dschinn ausrichten können, meine Magie versagte, denn der Dschinn war älter. So alt wie Atlantis, und gerade auf diesem Kontinent hatten Menschen gelebt, die sich mit Weißer und mit Schwarzer Magie beschäftigten.

Die auf der einen Seite, Menschen wie Kara oder ihr Vater, hatten versucht, die Schwarze Magie zu stoppen, doch sie war stärker gewesen und hatte Atlantis in den Abgrund gerissen. Mir kam es manchmal so vor, als könnte man diese unsere Welt mit dem alten Kontinent vergleichen. Auch auf der Erde spielten sich gewaltige Machtkämpfe ab.

Es gab wenige Menschen, die das erkannt hatten. Zu denen zählte ich mich. Zusammen mit meinen Freunden kämpfte ich gegen die Schwarze Magie und dabei nicht nur gegen die Erben Atlantis, sondern auch gegen Dr. Tod, Asmodina und die Mordliga. Es war ein Kampf nach zwei Seiten, und bereits mehr als einmal hatte ich mich

gefragt, ob wir eine reelle Chance besaßen, ihn zu gewinnen.

Wenigstens hatte ich Hoffnung, die auch durch harte Rückschläge nicht erschüttert werden konnte.

Im Augenblick jedoch sah es ziemlich mies aus. Die Hoffnung schwand langsam dahin, sie war trügerisch wie die Sonnenstrahlen an einem Februartag.

Meine Gedanken wurden unterbrochen, als ich auf den Dschinn schaute.

Er hatte seine Arme ausgebreitet und sah jetzt noch größer aus, als er tatsächlich war. Dabei kam es mir vor, als wollte er die Diener um sich herum sammeln und sie umfangen.

Sie gehorchten auch.

Fünf Riesen standen ihm zur Seite, bewaffnet mit magisch aufgeladenen Lanzen, die jeden Gegner töteten, der nicht die entsprechenden Gegenmagien besaß.

Dann streckte der Dschinn seinen rechten Arm aus. Dabei öffnete er auch seine Faust, und ich sah die grünlich schimmernde Hand zum erstenmal dicht vor mir.

Gefährlich wirkte sie.

Sein Mund öffnete sich. Ich schaute hinein. Er kam mir wie eine Höhle vor, und abermals drang das Lachen über seine Lippen. Donnernd schallte es mir entgegen. In meinen Ohren schien ein wahres Donnerwetter zu toben, ich verzog das Gesicht, und ich wußte, was der Dschinn mit mir vorhatte.

Ich sollte mich nicht täuschen.

Auf einmal schwebte die gewaltige Hand dicht über mir, und im nächsten Moment packte der Dschinn zu.

Ein großer Schatten hüllte mich ein, dann öffnete sich die Klaue wie ein Trichter, wurde über mich gestülpt und packte zu.

Ich schrie, weil ich den Druck spürte, denn die Klaue hielt mich umfangen.

Arme und Beine wurden zusammengedrückt, nur noch meine Schultern und der Kopf schauten aus der Faust hervor.

Dabei zitterte ich vor Angst. Ja, es war Todesangst, die mich auch umklammerte.

Der Dschinn brauchte nur ein wenig zu drücken, und er brach mir sämtliche Knochen.

Dann hob er mich hoch…

***

Sir James Powell und Suko starrten in den Dimensionsschacht und bekamen eine Szene zu sehen, wie sie die beiden ansonsten nur aus Märchen oder alten Legenden kannten.

Aus dem Stein war ein gewaltiger grüner Dschinn erschienen, ein

Geist, wie aus der Flasche.
»Mein Gott!« stöhnte Sir James.
Er war der Mann, der sich bisher immer im Hintergrund gehalten hatte und von seinem Schreibtisch aus alles organisierte. Einige Male war er direkt mit den heißen Fällen konfrontiert worden, hatte auch um sein Leben bangen müssen, ansonsten alles nur aus zweiter Hand erfahren.
Hier erlebte er zum erstenmal deutlich mit, wie schwer es ein Mann wie John Sinclair hatte, gegen einen übermächtigen Feind anzugehen.
Und dieser John Sinclair befand sich in einer nahezu tödlichen Klemme.
Er war ein Gefangener. Der Dschinn hatte ihn sich geholt. Der Geist, den John Sinclair unter Zwang aus seinem Gefängnis befreite. Aus Dankbarkeit würde der Dschinn ihn töten.
Obwohl die Szene seine volle Konzentration erforderte, warf Sir James doch einen Blick auf Suko und sprach den Chinesen an.
»Kann man denn nichts für John Sinclair tun?«
»Was denn, Sir?«
»Können wir nicht zu ihm?«
»Nein, Sir. Dieser Weg wird uns wohl versperrt bleiben.« Als Beweis seiner Antwort tastete Suko mit der Hand über die durchsichtige, gläserne Fläche.
Sie war so hart wie zuvor der Beton. Es gab einfach kein Durchkommen.
Sir Powell wollte es nicht glauben. Wenn sie schon nicht wußten, wie sie es schaffen sollten, dann vielleicht Kelim. »Fragen Sie ihn!« sagte er zu Suko.
Der Chinese versuchte es. Er zog Kelim zu sich heran, indem er ihn an der Schulter packte.
Der Türke zuckte ängstlich zusammen. Er erwartete Hiebe, doch Suko dachte nicht daran.
»Warum gelingt es uns nicht, zu ihm zu kommen?« zischte er.
»Es geht nicht.«
»Ich will den Grund wissen.«
»Weil die Magie nicht gegeben ist. Die Diener sind nicht hier, deshalb kann man zwar in die anderen Dimensionen hineinschauen, aber nicht in sie hineingelangen, das ist es.«
Suko schaute erst Kelim an, dann Superintendent Powell. »Was sagen Sie dazu, Sir?«
»Wir müssen ihm glauben.«
»Leider, Sir!«
»Der grüne Dschinn wird siegen«, krächzte Kelim. »Man kann ihn nicht überwinden, er ist für einen Menschen zu stark. Wer ihn befreit hat, der stirbt. So stand es schon immer geschrieben, und danach

müssen wir uns richten.«

»Solche Worte habe ich schon oft gehört«, erwiderte Suko. »Und doch gab es einen Ausweg.«

»Diesmal nicht.«

Suko wollte es ja nicht zugeben, doch alles wies darauf hin, daß Kelim recht behielt. Gegen den Dschinn kam niemand an, auch nicht John Sinclair, um den sich die gewaltige, grün schimmernde Klaue des Dschinn geschlossen hatte.

John wurde hochgehoben. Gleichzeitig öffnete der Geist seinen Rachen.

Jetzt stöhnte selbst Sir James Powell auf. Er und Suko brauchten sich nicht abzusprechen. Jeder von ihnen wußte, was der Dschinn mit John Sinclair vorhatte.

Er wollte ihn verschlingen!

***

Ich war hilflos wie ein kleines Kind. Dem Dschinn hatte ich nichts entgegenzusetzen. Er hob mich hoch, als wäre ich nur eine Feder und kein Mensch, der schließlich auch Gewicht auf die Waage brachte. Für diesen Geist war ich nicht mehr als ein Spielball, mit dem er tun und lassen konnte, was er wollte.

Das war teuflisch.

Und ich bekam Angst.

Ja, Freunde, sie überfiel mich schlagartig. Ich sah, wenn ich den Blick senkte, unter mir den Boden und auch die Steine, die immer kleiner wurden, je höher ich gehoben wurde. Wenn mich der Dschinn jetzt fallen ließ, war ich sowieso verloren.

Aber er hielt mich weiterhin fest, dafür öffnete er seinen Rachen und führte mich dicht an seinen Mund.

Meine Angst wurde noch größer. Wollte mich dieser grüne Dschinn etwa verschlingen?

Ich konnte in seine Augen schauen. Was heißt Augen? Das waren dunkle, gewaltige Höhlen, erfüllt von einer unauslotbaren Tiefe, wie ich sie bei seinen Dienern ebenfalls schon gesehen hatte, da allerdings wesentlich kleiner.

»Was willst du?« Ich hatte meine Kräfte zusammengenommen und schrie ihm die Frage ins Gesicht.

»Deinen Tod!« Es donnerte mir entgegen. Ich verstand ihn und spürte den Luftzug, der über meine Haare fuhr.

»Aber ich habe dich gerettet!«

Da lachte er nur. Abermals schallte es mir wie ein Donnerhall entgegen.

»Kennst du die Geschichte nicht? Ich bin zwar kein Flaschengeist, aber habe lange genug in diesem Stein gelebt. Zu lange, so daß ich mir

geschworen habe, den zu töten, der mich irgendwann einmal befreit. Wärst du früher gekommen, so hätte ich dich belohnt. Nun aber werde ich dich töten, weil ich mein Versprechen, das ich mir selbst gegeben habe, einhalten muß.«

Das waren Tatsachen, an denen ich nicht vorbei konnte. So tragisch sie sich auch bei mir auswirkten.

Der grüne Dschinn würde mich verschlingen!

Was konnte ich tun? Nichts, gar nichts. Ich war ein Gefangener und würde einer bleiben. Meine Waffen besaß ich nicht, sie hätten auch kaum etwas genützt, und das Schwert mit der goldenen Klinge hatte Kara. Die befand sich irgendwo, nur nicht hier.

Oder?

Irrte ich mich, oder hörte ich tatsächlich ihre Stimme. »Laß ihn los, Dschinn! Stell dich und kämpfe!«

***

Ein Traum!

Das konnte nur ein Traum sein. An etwas anderes wollte ich nicht glauben. Ich bildete mir ein, die Stimme zu hören. In meiner gewaltigen Angst schaffte ich auch dies.

Kara war sicherlich nicht hier.

Der Dschinn reagierte. Auch er mußte die Stimme gehört haben, denn er drehte den Kopf.

Dies geschah sehr langsam. Er bewegte ihn nach rechts, denn aus dieser Richtung war die Stimme aufgeklungen, dort mußte also Kara stehen.

Da er nur meinen Körper festklammerte, konnte auch ich den Kopf drehen und schaute ebenfalls in die Richtung.

Ich sah unter mir die Diener des Dschinn, dann die weite, unendlich erscheinende Wüste, aber von Kara nichts. Es war also doch eine Einbildung gewesen.

Ich irrte mich, denn die Sonne warf schräg unter mir in der Weite der Wüste einen blitzenden Reflex.

Das Schwert!

Ja, ein Sonnenstrahl war auf die goldene Klinge gefallen und reflektiert worden.

Als ich genauer nachsah, erkannte ich auch die schmale kleine Gestalt. Kara stand dort und wartete.

Mein Gott, wie winzig wirkte sie neben einer Gestalt wie dem riesenhaften Dschinn. Der Vergleich zwischen Elefant und Maus fiel mir ein, wobei Kara die Maus war und der Dschinn der Elefant.

So konnte sie ihn nie besiegen. Niemals!

Aber sie hatte das Schwert. Und schon im alten Atlantis hatte man dieser Waffe wahre Wunderdinge nachgesagt. Weshalb sollte Kara es

eigentlich nicht schaffen?

Mein Problem war damit noch nicht gelöst. Nach wie vor befand ich mich in der Klaue des Dschinn und schwebte hoch über dem Boden.

Wenn er die Klaue öffnete und ich fiel, dann…

Er senkte jetzt die Hand. Vielleicht tat er es unbewußt. Es konnte auch sein, daß er sich einen besseren Blickwinkel schaffen wollte. Jedenfalls öffneten sich dabei die Finger.

Ich bekam Angst. Hatte ich noch vorhin über den harten Druck geklagt, so fehlte er mir jetzt. Wenn ich aus seiner Hand rutschte, war es aus. Ich würde mir sämtliche Knochen brechen.

Verzweifelt klammerte ich mich an seinen Fingern fest, rutschte jedoch ab und gelangte Finger für Finger immer tiefer. Ich schrie, und meine Stimme kippte über, als ich schließlich an seinem kleinen Finger hing, wie ein Turner am Reck.

Auch ihn bewegte er, als wollte er ein lästiges Insekt abschütteln. Ich hielt verzweifelt fest, wurde hin- und hergeschüttelt, meine Beine pendelten, ich schielte nach unten, und sah die Erde leider noch so weit entfernt.

Der Dschinn stieß ein drohendes Knurren aus.

Irgendwie kam es mir wie ein Startsignal vor, denn ich ließ einfach los.

Das war mein Glück. Ich befand mich noch in der Luft, als der Dschinn seine Hand wild schüttelte. Hätte ich jetzt noch an seinem Finger gehangen, wäre ich wie ein welkes Blatt im Herbstwind zur Seite geschleudert worden und wahrscheinlich mit dem Kopf zuerst zu Boden geprallt, wobei ich mir das Genick gebrochen hätte.

Dann prallte ich auf.

Mit den Füßen zuerst bekam ich Bodenkontakt, was ich wiederum als großes Glück bezeichnen konnte. Trotzdem warf mich die Wucht um. Ich spürte die Nachwirkungen des Aufpralls im Gehirn, wurde nach vorn geschleudert, überschlug mich einige Male und kam dicht neben einem der ausgehöhlten Steine endlich zur Ruhe.

Mein Mund hatte sich mit Sand gefüllt, ich spie ihn aus und stemmte mich auf die Knie.

Da fiel ein Schatten über mich. Als ich den Kopf hob, vernahm ich auch die Stimme.

»Sei ganz ruhig, John Sinclair. Sie wird es schon schaffen. Sie muß es einfach!«

»Myxin!« flüsterte ich.

»Ja, John!«

Keine Halluzination, keine Einbildung, kein Wunder Myxin stand tatsächlich neben mir. Eigentlich war es logisch, denn Myxin konnte man als Karas Begleiter bezeichnen. Im alten Atlantis waren sie noch Feinde gewesen. Als Kara dann von Myxins Wandlung erfuhr, da

schlug sie sich auf seine Seite. Jetzt kämpften sie gemeinsam, und sie würden den Kampf auch gegen den Dschinn aufnehmen.

Ich ergriff die Hand des kleinen Magiers. Myxin zog mich auf die Beine. Ich hatte Mühe, stehenzubleiben, denn mir taten von dem Aufprall sämtliche Knochen weh.

Der kleine Magier sah aus wie immer. Er trug seinen langen Mantel, das Gesicht war schmal, leicht grünlich schimmerte die Haut, und seine dunklen Augen blickten ernst.

»Schafft ihr es?« fragte ich.

»Wir müssen, denn wenn der grüne Dschinn frei ist, wird er durchdrehen. Das war schon damals so. Er galt als ein unberechenbarer Geist und Dämon. Man konnte ihn nicht ausrechnen. Er ließ manchmal Feinde am Leben und tötete Artgenossen. Der grüne Dschinn ist wirklich brandgefährlich, und er gehörte damals zu denen, die nur einen Herrn und Meister anerkannten.«

»Laß mich raten«, sagte ich. »Der Schwarze Tod?«

»Genau, John!«

»Aber der ist tot.«

»Sicher, das weiß auch der Dschinn, zumindest spürt er es…«

Ich ahnte Myxins Gedanken und formulierte sie nur ein wenig anders.

»Wenn er ein Getreuer des Schwarzen Tods war, dann weiß er sicherlich auch, wer ihn umgebracht hat oder?«

»Möglich.«

»Er wird mich unter allen Umständen töten wollen, da ich den Schwarzen Tod vernichtet habe.«

»Vorerst muß er mit Kara fertig werden«, erwiderte Myxin trocken und stellte sich vor mich. Er blieb jedoch nicht stehen, sondern ging dorthin, wo meine Waffen lagen. Die hob er auf.

Kreuz und Beretta!

Ich hängte mir das Kreuz über. Normalerweise hätte ich ein Gefühl der Befreiung verspürt, hier jedoch nicht. Dieses wertvolle Kruzifix konnte nichts gegen den Dschinn ausrichten, weil der einfach zu groß und mächtig war.

»Ich muß dich jetzt allein lassen«, sagte Myxin.

»Warum?«

Als Antwort deutete er nach vorn, wo die fünf Diener des Dschinn Aufstellung genommen hatten.

Kara stand allein.

»Sie wird erst die Diener besiegen müssen, bevor sie gegen den Dschinn kämpfen kann.«

Ich verzweifelte fast, und das Gefühl spiegelte sich auch auf meinem Gesicht wider. »Kann man denn wirklich nichts tun?«

»Du nicht, John Sinclair. Drücke uns nur die Daumen, daß es klappt.

Wir müssen gewinnen, der grüne Dschinn darf nicht mehr dazu kommen, seine schreckliche Macht auszuspielen.«

Das waren harte, aber wahre Worte. Myxin ließ mich stehen.

Waffenlos näherte er sich den fünf Dienern des Dschinn, und er gelangte in deren Nähe.

Ich aber fühlte mich nur als Statist. Zum erstenmal seit langer Zeit, war es mir nicht vergönnt, in eine Auseinandersetzung zwischen Gut und Böse mit einzugreifen.

Das Schicksal nahm ohne mich seinen Lauf…

***

Es gab Leute bei Scotland Yard, die bewunderten Sir James Powell wegen seiner Ruhe, die ihn auch in Streßsituationen nicht verließ. Stets behielt er die Übersicht und einen klaren Kopf.

Doch was er hier zu sehen bekam, das verkrafteten auch seine Nerven nicht so leicht.

Wie auf einer Kinoleinwand wurde ihm das präsentiert, was mit seinem besten Mann geschah.

John Sinclair gefangen!

Die Klaue des grünen Dschinn umklammerte ihn, und sie würde ihn zerquetschen.

Auch Suko war mitgerissen worden. Er murmelte Worte, die er selbst nicht verstand. Die Hände hatte er geballt. Wie kleine Messer stachen die Fingernägel in das Fleisch.

Sir James und er waren hilflos…

»Da!« flüsterte Suko, »jetzt läßt er ihn fallen. John wird sich alles brechen…«

Gemeinsam beobachteten die Männer die verzweifelten Bemühungen des Geisterjägers, sich weiterhin an der sich öffnenden Faust festzuhalten. John fiel von Finger zu Finger, klammerte sich an die einzelnen Glieder und rutschte schließlich vom letzten ab.

Er fiel zu Boden. Unwillkürlich schlossen beide Männer die Augen, als sie das mitbekamen. Sie öffneten sie erst wieder, als eine kleine Gestalt neben John Sinclair stand.

»Verdammt, das ist Myxin!« flüsterte Suko. »Wo kommt der denn her?«

»Und eine Frau«, sagte Sir James. »Sie trägt ein Schwert mit goldener Klinge.«

»Kara!« flüsterte der Chinese.

Auch Kelim hatte die Worte vernommen. Seine Benommenheit war schlagartig verflogen.

»Goldene Klinge?« echote er.

Suko fuhr herum. »Ja, du Hundesohn. Was weißt du davon?«

»Nichts, nichts!« kreischte der Türke, doch der Blick seiner Augen

sagte genau das Gegenteil.
Suko wischte über sein Gesicht. »Es ist möglich«, murmelte er, »daß der Spieß jetzt umgedreht wird…«

***

Ich lächelte.
Es war Irrsinn, in dieser Situation zu lächeln, aber ich konnte nicht anders. Die Spannung, die Angst, die mich bisher festgekrallt hatte, brach sich nun die Bahn in einem Lächeln.
Myxin sah ich besser als Kara, denn sie wurde durch die Rücken der fünf Monster verdeckt. Myxin schritt auf die Diener zu. Wenige Schritte hinter ihnen blieb er stehen. Er sah noch kleiner, noch verlorener aus, aber ich wußte, daß er dabei war, seine alten Kräfte zurückzugewinnen.
Und über allen schwebte der Dschinn.
Riesig, unheimlich, gefährlich…
Ein gewaltiges Monstrum, Jahrhunderte gefesselt, nun endlich freigelassen.
Seine großen Arme fuhren durch die Luft, es entstand ein Wirbel, der bis zum Boden reichte, Sand aufwühlte und mich sogar durchschüttelte.
»Tötet sie!«
Es war ein uriger. Schrei, der weit über das einsame Wüstenland hallte und irgendwo in der Ferne verklang.
Und noch einmal. »Tötet sie…!«
Einen dritten Befehl brauchten die Wesen nicht zu bekommen. Sie griffen an.
Ich, John Sinclair, fieberte vor innerer Spannung, obwohl man mich zu einem Zuschauer degradiert hatte, der nur eins tun konnte.
Kara und Myxin die Daumen drücken…

***

Die Schöne aus dem Totenreich hatte keine Angst. Sie stand dort wie eine fleischgewordene Göttin. Das Schwert mit der goldenen Klinge hielt sie in der rechten Hand, der heiße Wüstenwind fuhr in ihr langes schwarzes Haar und ließ es hoch flattern wie eine dunkle Fahne.
Sie wollte kämpfen.
Als erster griff Myxin ein.
Beide Arme hatte er erhoben, die Hände gespreizt. Ein grünes Flimmern legte sich um seine Gestalt, die von einer starken Magie aufgeladen wurde.
Myxin spielte mit den Kräften der Natur. Hier in dieser Gegend, wo sich Vergangenheit und Gegenwart trafen, wo es keine Asmodina gab, die ihm magische Fesseln auflegte, da konnte der kleine Magier seine wieder erstarkten Kräfte voll wirken lassen.

Wie von unsichtbaren Händen angestoßen, bewegten sich die gewaltigen Steine, die den fünf Dienern als Zufluchtsstätte gedient hatten. Sie wurden buchstäblich aus dem Boden gerissen, sprangen hoch, Wobei gleichzeitig eine gewaltige Staubwolke gegen den Himmel stieg, die Steine einhüllte und auch mir die Sicht auf die fünf Diener nahm.

Ich sah, wie die ersten beiden wankten. Sie waren von den Steinen getroffen worden, die raketenartig nach allen Seiten weg stoben, sich dabei drehten und die Riesen von den Beinen rissen. Sie waren leichter zu treffen als Kara, und das hatte Myxin, der kleine Magier, auch so gewollt.

Freie Bahn für Kara!

Sie sah den ersten Riesen stürzen. Hoch schwang sie ihr Schwert und senkte die Klinge genau in den wie hölzern wirkenden Schädel des Wesens.

Das goldene Schwert spaltete ihn.

Ich hörte keinen Schrei, als ich für eine Sekunde freie Sicht bekam. Da sah ich, wie der erste Dschinndiener in der Mitte auseinanderbrach und auf dem Boden liegenblieb.

Sofort kreiselte Kara herum und mußte die Stellung wechseln, denn ein Dämonenriese kippte ihr entgegen.

Schwer schlug er neben ihr zu Boden.

Kara wuchtete mit dem Schwert zu.

Diesmal traf sie die Brust, und der Körper des Wesens, eine Mischung aus Stein und Holz, so jedenfalls sah ich es, wurde restlos zerstört.

Noch drei!

Kara war zu einem wirbelnden Schatten geworden. Sie duckte sich unter den fliegenden Steinen hinweg, die so schnell waren, daß die Monstren nicht ausweichen konnten und auch nicht dazu kamen, ihre gefährlichen Waffen einzusetzen.

Sie behinderten sich gegenseitig. Einmal gelang es einem, Kara zu bedrohen. Bevor die Lanze jedoch treffen konnte, schlug die Schöne aus dem Totenreich zu.

Sie teilte die Waffe in zwei Hälften.

Kara trug eine eng anliegende Kleidung, die hell schimmerte, nun aber von einer rötlich grauen Staubschicht überdeckt war, ebenso wie ihr Haar.

Als der dritte Gegner merkte, daß er seine Waffe nicht mehr benutzen konnte, war er so überrascht, daß Kara ihm die Beine weg schlagen konnte. Schwer krachte er zu Boden. Gleichzeitig fiel ein Stein auf ihn und begrub das Monster.

Myxin stand noch immer mit erhobenen Armen auf dem Fleck. Hoch am Himmel tobte der Dschinn.

Er schrie, brüllte, und es gelang ihm auch, die Wolke aus Staub und

Sand wegzublasen.

Da lagen schon drei seiner Diener am Boden. Aufgelöst, erledigt. Zwei standen noch und und Kara!

»Das Heilige Schwert aus Atlantis!« schrie sie dem Dschinn entgegen. »Es wird auch dich vernichten. Es hat dich damals geschafft und wird es heute ebenfalls!«

Sie hatte sich zu sehr auf den Dschinn konzentriert und einen Augenblick nicht auf die Gegner geachtet.

Das rächte sich.

»Kara!«

Mein Warnruf erreichte sie fast zu spät. Denn ein goldener Halbmond befand sich bereits unterwegs und zielte auf ihren schlanken Hals.

Kara duckte sich. Gleichzeitig hechtete sie zur Seite, doch sie war nicht schnell genug. Der goldene Halbmond hackte in ihre Schulter. In die rechte.

Grell schrie Kara auf. Sie mußte starke Schmerzen haben, denn ihr gelang es nicht, das Schwert zu halten. Es rutschte ihr aus der Hand.

Das sah auch der Dschinn, während Myxin laut aufstöhnte.

Der Grüne aber lachte.

»Jetzt tötet sie für alle Zeiten!« brüllte er seinen Dienern zu.

***

Myxin hörte den Befehl, und auch ich vernahm ihn. Es kam jetzt auf Sekunden an, und ich reagierte als erster.

Wie ein Blitz startete ich, lief dorthin, wo Kara lag und packte das Schwert.

Tatenlos hatte ich bisher zusehen müssen, das war nun vorbei. Ich wollte die Monster vernichten.

Noch immer waren sie gewaltig, und da jagte bereits der zweite Halbmond auf mich zu. Er kam schräg von oben, ich wich nicht aus, sondern setzte alles auf eine Karte.

Mit dem Schwert schlug ich zu.

Halbmond und Klinge prallten aufeinander. Es gab ein klingendes Geräusch und dann einen Blitz. Als er verschwunden war, sah ich auch von dem Halbmond nichts mehr.

Das Monstrum war überraschter als ich. Deshalb konnte ich gut herankommen und stach zu.

Die Klinge verschwand im Leib des Wesens. Jetzt aus der Nähe vernahm ich ein knirschendes Geräusch, als würde jemand Papier durchschneiden, und der Riese wankte.

Sofort zog ich das Schwert wieder zurück, denn da war noch der andere.

Auf seiner Lanze steckte kein Halbmond, sondern nur die Kugel mit dem Pfeil.

Er wollte die Lanze schleudern.
In diesem Augenblick fiel der von mir getroffene Dschinndiener gegen ihn. Die Aufprallwucht war so stark, daß sie den anderen aus dem Gleichgewicht brachte.
Sofort war ich zur Stelle.
Ich konnte mir sogar Zeit lassen, tat dies auch und schlug erst dann zu.
Der Hieb mit der goldenen Klinge teilte das unheimliche Riesenwesen fast in zwei Hälften. Auf jeden Fall hielt es sich nicht mehr auf den Beinen und kippte.
Schwer schlug es auf, und es verging wie auch die anderen, denn zurück blieb nur bröselnder Staub.
Fünf Gegner hatten wir besiegt. Es blieb noch einer.
Der grüne Dschinn!
Ich schaute hoch zum Himmel. Blau, fast kitschig spannte er sich über dem weiten Land. Vom Dschinn sah ich nichts mehr oder?
In der Ferne, schon fast am Horizont, war ein grünes Flimmern zu erkennen. Das war er, und er hatte die Flucht ergriffen. Das Schwert war einfach zu stark gewesen.
Mein rechter Arm sank nach unten. Die Schwertspitze berührte den Boden und drang in den Sand ein.
Von rechts kam Myxin heran. Er schüttelte den Kopf. »Ich habe ihn nicht halten können, John Sinclair«, sagte er, »es tut mir leid.«
Ich nickte. »Warum ist er geflohen?«
»Er war noch nicht stark genug«, erwiderte der kleine Magier. »Aber er wird zurückkommen, darauf kannst du dich verlassen. Der grüne Dschinn gibt nicht auf, der nicht.«
Da hatte Myxin wohl recht, und wir besaßen einen gefährlichen Feind mehr…
Anschließend kümmerten wir uns um Kara.
Ihre Verletzung war nicht sehr schwer, die Wunde würde schnell zuheilen, doch dieser goldene Halbmond war nicht irgendeine Waffe, sondern magisch aufgeladen. Aus diesem Grunde hatte sie Kara auch so hart treffen können.
»Ich muß mich bei dir bedanken, John«, sagte sie und lächelte mich an. »Du hast dich gut geschlagen.«
Ich winkte ab. »Es war wenig genug, was ich tun konnte. Du hast mich schließlich gerettet, ich konnte es schon selbst nicht mehr glauben, aber der Alte hatte recht gehabt.«
»Welcher Alte?« fragten Kara und Myxin wie aus einem Mund.
Ich deutete auf den Toten. »Er war der Hüter der Steine. Dabei kannte ich nicht einmal seinen Namen, aber er war ein guter Mensch, daran besteht kein Zweifel. Er und seine Vorfahren haben dafür gesorgt, daß der Dschinn in dem steinernen Gefängnis blieb. Und fast

hätten sie es geschafft.« Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn. Er war vermischt mit Staub und Dreck. »Ein anständiges Begräbnis hat er verdient. Es ist das Letzte, was ich für ihn tun kann.«

Niemand hielt mich auf, als ich Steine über den Toten häufte und ein kurzes Gebet sprach. Dann wandte ich mich um. Irgendwie fühlte ich mich deprimiert, das merkten auch meine Freunde.

»Was ist mit dir?« fragte Myxin.

»Ich bin enttäuscht. Bisher habe ich mich stark auf mein Kreuz verlassen können, aber in letzter Zeit versagt es oft. Wie kommt das? Sind die Gegner stärker geworden?«

»Das auch«, antwortete Myxin. »Ich bin jedoch sicher, daß das Kreuz nicht versagt hätte, John.«

»Wieso?«

»Du hättest es aktivieren müssen. Meiner Ansicht nach schlummern dort ungewöhnliche Kräfte, du mußt nur einen Weg finden, sie zu befreien. Ich glaube nämlich, daß dir das Kreuz auch gegen andere Feinde und Mythologien hilft.«

Myxins Worte munterten mich auf. »Wie kann ich das herausfinden?«

»Das ist deine Sache, John. Wir müssen sehen, daß wir von hier verschwinden.«

»Steht uns ein Fußmarsch bevor?«

Myxin lächelte. »Keine Sorge, wir werden auf die Art und Weise reisen, wie Kara und ich gekommen sind.«

Das taten wir auch. Myxins und Karas Magie machten es möglich. Wir bildeten ein Dreieck und faßten uns an, und schon bald verschwammen die Umrisse vor unseren Augen.

Ich erschien dort, wo ich auch in das Dimensionstor hineingetaucht war und präsentierte mich dem überraschten Sir James und auch Suko.

Mein Chef faßte mich sogar an.

»Ja, Sie sind es wirklich«, sagte er. »In Lebensgröße, Sir.«

Suko grinste und schlug mir auf die Schulter, wobei ich aufschrie, denn der Sonnenbrand war nicht von schlechten Eltern.

Kelim hockte nur stumm da und staunte. Er begriff die Welt nicht mehr.

Für ihn war einiges zusammengebrochen.

Sir James konnte es nicht lassen, mir noch eine Spitze unterzujubeln.

»Wenn Sie das nächste Mal auf so eine Reise gehen und zurückkehren, dann bitte ein wenig mehr bekleidet. Bisher hat man die Beamten des Yard für zivilisierte Leute gehalten. Ich möchte nämlich nicht, daß Sie diese Annahme in Frage stellen…«

Ich war sprachlos, mußte aber grinsen, denn auch an Sir James' Gesicht las ich ab, daß er den letzten Satz nicht ernst gemeint hatte.

Mein Chef hatte eben seinen eigenen Humor…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 50 »Der Gelbe Satan «
[2]Siehe John Sinclair Nr. 105 »Die Bestie von Soho«
[3]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 005 »Alptraum in Atlantis«